Friedrich der Weise

Spät ist es wieder geworden und es regnet schon den dritten Tag. Heinrich Franz läuft leicht nach vorn gebeugt, den Schirm gegen den Wind haltend, mit raschem Schritt auf sein Grundstück zu. Er hatte es von seinen Eltern geerbt, mit denen er seit seiner Kindheit hier in der Siedlung „Am Fuchsberg“, am Rande von Radebeul, lebte. Er war gerade Vierzig geworden, als beide kurz hintereinander an Altersschwäche vor mehr als zehn Jahren starben. Heinrich war mit sich und der Welt einigermaßen zufrieden. Nach der Schule lernte er bei der „Staatlichen Versicherung“ und hatte es bis zum Versicherungskaufmann gebracht. Daran hat sich auch in den letzten zweiunddreißig Jahren nichts geändert. Mit Fünfundzwanzig wechselte er in den Außendienst, was nun auch schon wieder 26 Jahre her ist.

Seine Eltern wussten damals nichts von seiner heimlichen, drei Jahre älteren Freundin Greta, einer ebenfalls in Radebeul lebenden, relativ jungen Witwe.

Nach dem Tod seiner Eltern verkaufte Greta ihren Besitz, zog bei Heinrich ein und sie heirateten nach kurzer Zeit. Beide waren sich darin einig, dass Kinder nicht zu ihrem Leben gehören sollten. Sie wollten einfach nur für sich da sein.

Wie immer, betrat Heinrich sein Haus mit einem Lächeln auf den Lippen, weil er sich e auf die Gemütlichkeit und das Wohlbehagen in seinem Heim freute. Greta versuchte stets seinen Wünschen gerecht zu werden. Ob es ihre Kochkunst war oder ihre unaufdringliche Ordnungsliebe. Er fühlte sich stets wohl bei ihr und mit ihr.

Er konnte an ihrer Seite uneingeschränkt seinen beiden Hobbys, dem Sammeln von Briefmarken und Münzen nachgehen, ohne dass sie ihre Nase in seine Alben steckte. Er verspürte auch keine Lust, Greta oder jemanden anderes in seine Sammelleidenschaft einzuweißen. Die Alben war sein Intimleben, sein Allerheiligstes. Nur er wusste, wo die seltensten Stücke her stammten und dass er durch sie inzwischen zum Millionär geworden ist. Niemandem brauchte er darüber Rechenschaft ablegen. Selbst seiner Greta nicht. Das machte sein wirkliches Leben aus, seine Erfüllung. So sollte es bis zum Ende seiner Tage bleiben.

Auch an diesem Abend gingen ihm diese Gedanken durch den Kopf und Greta hatte wie immer den Tisch säuberlich gedeckt und mit einer Flasche „Radeberger Pilsner“ geschmückt. Die Kartoffelsuppe mit Wienerwürstchen dampfte schon appetitlich aus der Schüssel als Heinrich gutgelaunt am

Tisch Platz nahm. Greta band in der Küche ihre Schürze ab und setzte sich gleich zu ihm.

„Na, wie war's?“ fragte sie und hoffte aus ihrem Mann ein Paar Neuigkeiten heraus zu kitzeln.

Gut gelaunt erzählte er ihr, dass die alte Frau Voigt aus der Siedlung ihm eine kleine Schatulle mit alten Münzen gezeigt hat. Seit einem halben Jahr hat er auf diesen Moment gewartet. Er wusste, dass ihr Großvater in den dreißiger Jahren als Angestellter in der ehemals „Königlich Sächsischen Landesbank“ gearbeitet hatte. Deshalb vermutete er schon lange, dass sie einige alte Schätze besitzt. Und heute sei es soweit gewesen, dass sie ihr Geheimnis gelüftet hat.

Was Heinrich seiner Greta nicht erzählte war die Tatsache, dass unter den Silbermünzen ein 3,- Mark Stück von 1917 war, das unter Sammlern als „Friedrich der Weise“ bekannt ist. Heinrich wusste auch, dass davon mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr als zehn Exemplare, von ehemals einhundert weltweit existierten. Der Wert dieser Münzen liegt etwa bei zweihunderttausend Mark, was ihm aus Münzkatalogen bekannt war.

Diese Münze wollte er unbedingt haben. Der Gedanke beherrschte ihn von dem Moment an, als die alte Frau Voigt auf dem Küchentisch ihren „Schatz“ ausbreitete.

„Friedrich der Weise“ lag einfach so unter anderen weniger wertvollen Münzen vor ihm. Der Erhaltungsgrad war so gut, dass man sich darin fast spiegeln konnte. Er merkte sofort, dass die alte Voigt keine Ahnung davon hatte, was sie besaß.

Sie versicherte lediglich, dass ihr Großvater diese Schatulle kurz vor seinem Tode 1949 ihr vermacht habe und sie solle sie gut aufbewahren. Das hat sie dann auch getan und bis zum heutigen Tag mit niemandem darüber gesprochen. Nur weil er so uneigennützig für sie einkaufen geht und sonstige für sie beschwerliche Wege erledigte, habe sie ihm die Münzen gezeigt, um ihm eine Freude zu machen. Geld wollte er ja für seine Dienste nie annehmen.

Was die Rentnerin nicht wissen konnte, war es tatsächlich nur Eigennutz, der Heinrich antrieb immer wieder den Kontakt zu den älteren Kunden in seinem Versicherungsbezirk zu suchen.

Mit Beginn seiner Außendiensttätigkeit stellte er schnell fest, dass viele Menschen im Rentenalter sehr einsam sind und sich freuen, wenn jemand ihnen zu hört und ihnen Gutes tut. Deshalb machte er es sich schnell zu eigen, seine älteren Kunden nicht nur in Versicherungsfragen, sondern auch in allen sonstigen Dingen des alltäglichen Lebens zu beraten, Korrespondenz mit den Behörden zu erledigen oder kleinere Wege zu übernehmen. Dabei spürte er die Dankbarkeit dieser Kunden auf verschiedenste Weise. Selbstverständlich lehnte er kleine Trinkgelder oder gar Geschenke ab. Was sollte er auch damit. Er war in seiner ganzen Lebensführung sehr bescheiden, wenn nicht sogar richtig geizig. Er gönnte

sich und seiner Greta nur wenig. Weder größere Reisen noch eine moderne Ausstattung seiner Wohnung gönnten sie sich. Er lebte nach wie vor mit den Möbeln seiner Eltern. Auch in sein Grundstück hatte er aus Geiz nach dem Tod seiner Eltern keinen Pfennig investiert.

Über die ererbten mehr als hunderttausend Mark wachte er wie ein Finanzminister. Nicht einmal seine Frau informierte er über sein tatsächliches Vermögen. Ja selbst über das Konto seiner Frau wachte er wie ein Schloshund. Um jeden Pfennig musste sie ihn fragen, wenn sie sich einmal Schuhe oder ein Kleid kaufen wollte. Der einzige Luxus, den er sich gestattete war sein „1300er Lada“, der auch schon zehn Jahre auf dem „Buckel“ hatte und an einigen Stellen rostete. Richtig zufrieden war er, wenn er allein in seinem Arbeitszimmer saß, seine und Gretas Bankunterlagen in der Hand hatte oder seine Münz- und Briefmarkenalben liebevoll betrachtete. Und so sollte es auch bleiben. Ja, es sollten noch mehr Münzen und Briefmarken dazu kommen. Auch seine Konten sollten wachsen, ohne dass andere davon wissen.

Deshalb liebte er seine Arbeit, denn nur mit Hilfe seiner Kunden konnte er das erreichen. Er wusste, dass er durch seine charmante und hilfsbereite Art und seiner gespielten Bescheidenheit immer wieder das Vertrauen der alten Leute erwirbt. Dieses Vertrauen öffnete nicht nur ihre Seelen und Herzen sondern auch ihre Bereitschaft neue und für ihn lukrative Versicherungen abzuschließen. Die dadurch verdienten Provisionen lassen kontinuierlich seine Konten ansehnlicher werden. Ob Lebensversicherungen und Bausparverträge für die Kinder und Enkel, Unfall oder Pflegeversicherungen, immer springen ansehnliche Provisionen für ihn heraus. Wenn sie dann noch ihre „geheimsten Schätze“, wie die alte Frau Voigt, vor ihm ausbreiten, dann glaubte er sich auf dem Höhepunkt seines Vertreterdaseins.

Jetzt musste es ihm nur noch gelingen, der Rentnerin das Prachtstück „Friedrich der Weise“ abzuluchsen.

Der Gedanke daran ließ ihm keine Ruhe mehr. Er studierte ihre Versicherungsunterlagen immer wieder, bis ihm die entscheidende Idee kam. Frau Voigt hatte keine Kinder und Enkel. Sie erzählte aber des Öfteren von einer Zwillingsschwester, die sie viele Jahre nicht gesehen habe und die in Thüringen lebe. Ihr größter Wunsch war es, diese Schwester noch einmal zu sehen. Schließlich ist sie schon einundachtzig Jahre alt. Ob die Schwester überhaupt noch lebe? Wenn er es heraus findet und ein Zusammentreffen der Schwestern organisiert, dann hat er einen riesengroßen Stein im Brett und sie lässt vielleicht mit sich über die Münze reden?

Heinrich wusste, dass es eine Zentralregistratur bei der „Staatlichen Versicherung der DDR“ gab. Sollte die Schwester noch leben, dann müssten sich in dieser die Adressdaten finden lassen. Doch wie an die Kartei heran kommen?

In der Bezirksverwaltung hatte er eine alte Freundin, mit der er vor mehr als dreißig Jahren bei der Versicherung seinen Beruf erlernte. Als Frau hat sie ihn nie interessiert, dazu war sie weder

hübsch genug, noch hatte er in jungen Jahren je Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen. Dennoch glaubte er, dass sie ihm behilflich sein könnte.

Die monatliche Schulung des Außendienstes in der Bezirksverwaltung nutzte er eine Woche später, um Elvira, die Kollegin, anzusprechen. Er setzte sein charmantestes Lächeln auf und betrat ihr Büro.

„Hallo Elvira, endlich habe ich mal Gelegenheit, mit dir einen Schwatz zu machen. Wie geht es Dir? Immer noch Spaß bei der Arbeit?“ Ehrlich erfreut stand Elvira hinter ihrem Schreibtisch auf und begrüßte ihn mit Handschlag. „Das wurde auch Zeit, Heinrich, dass wir wieder einmal miteinander reden! Ich habe Dich ja schon öfter bei Euren Schulungen von weitem gesehen, aber mich nie getraut, Dich anzusprechen.“

Auf ihrem Schreibtisch entdeckte Heinrich eine ganze Galerie von Familienfotos.

Er zeigte mit dem Finger darauf und bemerkte „Deine Familie ist ja ganz schön gewachsen?“ Sie lachte und antwortete „Ja, nun wachsen schon die Enkel heran und machen ihrer Oma viel Freude. Hast Du eigentlich Kinder?“

Heinrich wurde rot im Gesicht und sagte nur kurz „Greta und ich, wir wollten keine Kinder, waren dafür auch schon zu alt“

Elvira merkte sofort, dass ihm dieses Thema unangenehm war. Deshalb lenkte sie sofort ab und fragte „Was gibt es sonst so bei Dir?“ Er nahm die Gelegenheit wahr und fragte sofort gerade heraus „Kannst du mir in einer etwas komplizierten Sache helfen? Ich habe eine ältere Kundin, die ihre einundachtzigjährige Zwillingsschwester sucht, die sie schon viele Jahre nicht gesehen hat, weil sie auch keine Adresse mehr weiß. Kannst du sie vielleicht aus dem Versicherungsregister herausfinden?“

Elvira fand es großartig, dass er sich so für seine Kunden verwendet und einer alten Frau helfen will. Deshalb sagte sie ihm auch sofort zu.

„Gib mir den Namen und ich werde das Möglichste versuchen. Ich kenne da in der Zentralverwaltung in Berlin einen Kollegen, der mir noch etwas schuldet. Rufe mich nächste Woche an und dann werden wir weiter sehen“

Heinrichs Augen leuchteten vor Erleichterung. Am liebsten hätte er sie in die Arme genommen. Doch das verkniff er sich lieber und bedankte sich lediglich ganz förmlich, bevor er ihr Büro wieder verließ.

Tatsächlich hatte er eine Woche später die Anschrift der Schwester in der Hand.

Sie wohnte in Triptis, einem kleinen Ort direkt an der Autobahn, in Richtung Nürnberg, hinter dem „Hermsdorfer Kreuz“ und schien sich bester Gesundheit zu erfreuen.

Er konnte es kaum erwarten der Frau Voigt die Neuigkeiten zu überbringen. Um seinem Ziel näher zu kommen, wollte er sie in sein Auto setzen und

nach Triptis fahren. Da er auch eine Telefonnummer von dieser Schwester bekommen hatte, rief er an und konnte mit ihr sprechen. Hoherfreut vereinbarte sie mit Heinrich einen Termin für den Besuch.

Wie erwartet, machte Heinrich bei dieser Nachricht Frau Voigt eine große Freude. Sie fasste sich gleich an die linke Brust und spürte ihr Herz immer schneller schlagen. Viele Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Von der gemeinsamen Kindheit, bis zum letzten Zusammentreffen vor mehr als dreißig Jahren, als der Sohn der Schwester heiratete.

Noch im Beisein ihres „Wohltäters“ holte sie mehrere Fotoalben aus dem Wohnzimmerschrank und breitete sie auf dem Couchtisch aus.

Familiengeschichten mochte Heinrich aber überhaupt nicht. „Ich habe noch zwei Termine, deshalb kann ich nicht länger bleiben“ gab Heinrich vor, nahm seine Tasche und verließ schnell die Wohnung.

Am Montag darauf war es soweit. Die Fahrt auf der Autobahn dauerte etwas mehr als zwei Stunden. Gegen vierzehn Uhr traten sie wieder die Heimfahrt an.

Frau Voigt war noch sehr aufgekratzt. Viele Jahre hatte sie sich auf diese Begegnung gefreut. Ihre Schwester schien ebenfalls noch recht gut beieinander zu sein. Sie erinnerten sich gemeinsam an Stationen ihrer Kindheit. Die Bombennächte in Dresden-Radebeul waren ihnen noch genau so gegenwärtig, wie die sorglosen Zeiten ihrer Kindheit.

Sie war so in ihre Gedanken versunken, dass sie gar nicht merkte, wie still es im Auto ist. Dann kam ein leichter Seufzer aus ihrem Mund. Sie wandte sich an Heinrich und sagte „Jetzt kann ich sterben“. Das klang wie eine Erlösung. Danach liefen viele Tränen über ihr Gesicht, mehr Tränen der Freude, als vor Traurigkeit.

Da wusste Heinrich, dass sie jetzt wie Wachs in seinen Händen wurde und ihm jeden Wunsch erfüllte. Doch er konnte sich beherrschen und unterdrückte die Fragen nach der Münze.

Er spekuliert richtig. Noch bevor sie Radebeul erreichten, kam die lang erwartete Frage, „Herr Franz, wie kann ich mich bei Ihnen für diesen schönen Tag bedanken? Ich weiß, dass sie Münzsammler sind, würden Sie sich freuen, wenn Sie sich eine Münze aus meiner Schatulle aussuchen könnten?“

Jetzt war es heraus.

„Ach Frau Voigt, das ist doch nicht notwendig, ich habe das doch gern für Sie getan, ich freue mich doch mit Ihnen“ heuchelte er ihr vor.

Die alte Dame ließ aber nicht locker und fühlte sich ehrlichen Herzens in seiner Schuld. Deshalb sagte sie gleich „Ich kann Ihnen auch eines meiner Bilder schenken,

ich weiß, dass sie viel Wert sind. Wenn ich einmal sterbe erben doch nur meine Neffen, die ich kaum kenne“.

Heinrich wartete nicht lange und beteuerte nochmals, dass er es gern getan habe, fügte aber gleich an „Sicher freue ich mich über eine Münze, ich weiß auch schon welche, die gut in meine Sammlung passt.“

Gleich nach der Ankunft öffnete Frau Voigt ihre „Schatzkiste“ und Heinrich bekam seine Münze „Friedrich der Weise“.

Wie im Traum gelangte er nach Hause.

Greta empfing ihn wie immer freundlich, nahm seine Jacke und Tasche ab.

Selbst beim Abendbrot sprach Heinrich kein Wort mit ihr. Diesen Zustand kannte sie zur Genüge. An seinem Gesichtsausdruck erkannte sie, dass er etwas in sich trug, das er noch nicht verarbeitet hat. Sie wusste, dass sie ihn in solchen Situationen in Ruhe lassen musste. Meistens dauerte es nicht lange, bis er von sich aus das Gespräch beginnt. So war es auch an diesem Abend. Heinrich erzählte von seiner Fahrt nach Triptis und von der großen Freude, die er Frau Voigt bereitet hat. Er verschwieg ihr nicht, dass er dafür als Dankeschön eine Münze aussuchen konnte. Allerdings behielt er für sich, dass diese Münze unter Sammlern mit mehr als zweihunderttausend Mark gehandelt wird. Das ahnte auch Frau Voigt nicht.

So richtig zu sich kam er erst, als er an seinem Schreibtisch saß, die Münze in der Hand hielt und lange auf einen Münzkatalog starrte, in dem mehrere Seiten dieser wertvollen Münze gewidmet waren. Daraus ging hervor, dass diese Münze auf Veranlassung des letzten Sächsischen Königs aus Anlass des zweihundertsten Reformationsfest, kurz vor Zusammenbruch des Königreiches, geprägt wurde. Durch den Krieg war kaum noch Silber aufzutreiben, deshalb wurden nur 100 Stück geprägt, die zum größten Teil an „verdienstvolle Würdenträger“ des Hofes überreicht wurden. Ein nicht geringer Teil ist im Safe der „Sächsischen Landesbank“ in Dresden verblieben. Es wird vermutet, dass der betreffende Tresor in der Bombennacht am 12./13. Februar 1945 zerschmolzen ist. Somit können über die tatsächlich noch existierenden Stücke keine Angaben gemacht werden. Fest steht aber, dass diese Münze zu den wertvollsten Weltweit gehört. Ähnlich, wie die „Blaue Maurizius“ als Briefmarke.

Heinrich war sich sehr bewusst, dass niemand erfahren darf, dass er im Besitz dieser Münze ist. Nicht nur der Neid unter Sammlern, vielmehr die Gier des Finanzamtes verbietet das. Ihn machte allein der Besitz glücklich. Deshalb war für ihn dieser Tag einer der Höhepunkte in seinem Sammlerleben.

Die Silberader

Nach einem verregneten Sommer war mit Riesenschritten ein goldener Herbst über Sachsen herein gebrochen. Heinrich genießt jedes Jahr diese Jahreszeit bei ausgedehnten Wanderungen durch die Weinberge des Elbtales oder durch die Laubwälder des nahe gelegenen „Schloss Moritzburg“, dem bekanntesten Jagd- und Lustschloss der „Wettiner“ zu spazieren. An der Seite von Greta konnte er stundenlang durch die Wälder streifen und seinen Gedanken nachhängen. Ihn beschäftigte oft die Geschichte der sächsischen Adelsgeschlechter, die im Laufe von Jahrhunderten riesige Schätze an Gold, Silber und Porzellan angehäuft haben. In den Dresdner-Museen wird nur ein Bruchteil davon gezeigt, von dem, was tatsächlich existieren soll. Gerüchte besagten, dass in den Wäldern rund um das „Schloss Moritzburg“ ein Teil des „Goldschatzes“ der „Wettiner“ versteckt sein soll. Heinrich war überzeugt, dass er mit entsprechender Ausrüstung einiges finden würde. Doch dazu müsste er bei der Beschaffung von Geräten andere Leute einbeziehen. Das war aber nicht seine Art. Er war ein Einzelgänger. Schon die Frage nach Kartenmaterial oder einem Metall-Detektor könnte ihn verraten. Schließlich hatte in der DDR die „Staatssicherheit“ und die „Kripo“ ihre Ohren überall. Seiner Verschwiegenheit war es bis dahin zu verdanken, sich nicht verdächtig gemacht zu haben und trotzdem zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt zu sein.

Der Zufall wollte es, dass sich ihm bald eine neue Quelle erschloss.

Wie jedes Jahr im Oktober meldete sich sein Freund Vaclav Patzourek aus Prag.

Sie lernten sich einmal vor mehr als zwanzig Jahren bei einer Münzauktion in Dresden kennen.

Vaclav war kein Sammler. Ihm ging es nur um Geschäfte und Profit. Kaufen und teurer verkaufen, nur das interessierte ihn. Dabei hatte er sich aber in der Numismatik, Philatelie oder über Antiquitäten umfangreiche Kenntnisse angeeignet. Er war ein professioneller Kenner in diesen Branchen. Münzen oder Briefmarken über die Grenzen zu schmuggeln war ja schließlich kein Problem. Mit Antiquitäten sah es da schon anders aus.

Heinrich hatte sich nicht selten wertvollen Rat bei Vaclav geholt und so manche Münze von ihm bei Auktionen in Prag ersteigern lassen. Umgekehrt verschaffte Heinrich ihm einige Bilder oder vermittelte Käufe bei seinen Kunden.

So waren sie im Laufe der Jahre ein gutes Gespann geworden, das sich zum gegenseitigen Vorteil ergänzte und vor allem vertraute.

Vaclav kam an einem Sonnabend wie immer mit seiner Frau Lena an. Sie war der gleiche Typ Frau wie Greta, bescheiden, häuslich und nicht neugierig, was die Geschäfte ihres Mannes anbetraf.

Heinrich schmunzelte in sich hinein. Der Gedanke, Vaclav von seiner „Neuerwerbung“ zu erzählen, freute ihn.

Als sie dann allein in seinem Arbeitszimmer saßen, fing Heinrich an. Er schlug die Seite des Katalog auf, wo die Münze „Friedrich der Weise“ ganz groß abgebildet war. Er fragte Vaclav, „Hast du von der schon gehört?“

Vaclav reagierte sofort. „vor einigen Jahren ist sie einmal in Leipzig versteigert worden und hat so um die 250 000 Mark gebracht“ antwortete er. So selten, wie die ist, würde sie im westlichen Ausland genau so viel bringen, aber in Dollar“ Heinrich hörte mit hochrotem Kopf und einigem Wohlbehagen diese Information aus Vaclavs Mund. Also hatte er den Wert der Münze richtig eingeschätzt. Er beschloss aber Vaclav nichts davon zu erzählen, dass er sie schon besitzt.

Vaclav fragte auch schon, „Wie kommst du gerade auf „Friedrich der Weise?“

Etwas zögerlich erzählte Heinrich nur die halbe Wahrheit.

„Ich habe eine alte Kundin, die besitzt die Münze. Ihr Großvater hat sie vor vielen Jahren an sie vererbt ohne zu wissen, was das gute Stück wirklich wert ist.“

„Bist du sicher, dass die Münze echt ist?“ wollte Vaclav wissen.

Heinrich überlegte einige Sekunden, bevor er mit der Sprache heraus kam. „Ihr Großvater war bis in die dreißiger Jahre Angestellter bei der „Sächsischen Landesbank“ in Dresden, dort muss er sie her haben. Sie ist in einem so guten Zustand, dass man sie fast als „Polierte Platte“ ansehen kann.“

Vaclav hörte gespannt zu und wollte mehr darüber wissen „Und, kommst du an die Münze heran? will sie verkaufen?“

„Nein, ich habe sie danach nicht gefragt, obwohl ich einen großen Stein bei ihr im „Brett“ habe. Vielleicht kann ich sie einmal beerben.“ Log Heinrich seinem Freund vor. Der grinste nur und sagte zum Schluss, „Dann halt dich ran an die Alte und du wirst doch noch ein reicher Mann.“

Das hörte Heinrich gern, denn es war ihm eine Genugtuung, dass auch Vaclav nicht einmal ahnte, wie vermögend er wirklich ist und die Münze schon sein eigen nennt.

Plötzlich nahm ihr „Männergespräch“ eine ganz andere Wendung, als Heinrich so allgemein fragte „Na mein Freund, was machen deine Geschäfte?“

Da bekam Vaclav vor Aufregung rote Ohren, da er Heinrich unbedingt in seine Pläne einbeziehen wollte, was aber mit einem gewissen Risiko verbunden ist, und Heinrich für riskante Aktionen eigentlich nicht zu begeistern war. Er wollte es aber trotzdem versuchen und begann mit einer gewissen Genugtuung zu berichten:

„Ich bin auf eine kleine „Silberader“ gestoßen. Vor einigen Wochen war ich zufällig bei einer Burgbesichtigung in Süd-Böhmen dabei. Danach kam ich mit dem Burgführer ins Gespräch. Nach langem Hin und Her, gestand er mir, dass er im Besitz von Silbermünzen und altem Silbergeschirr und Bestecken ist. Die habe er vor einigen Jahren in einem völlig unbekanntem Nebenstollen der Burg gefunden und keiner außer ihm weiß davon. Er möchte dieses Silber zu Geld machen, wenn es geht, in einer westlichen Währung. Allerdings hat er keine Ahnung, wie er das anstellen soll.

Du bist doch ein alter Fuchs in solchen Geschäften“ versuchte Vaclav seinen „Spezi“ zu interessieren.

Heinrich stellte sich erst einmal dumm und fragte ganz plump „Und was springt dabei für mich heraus?“

Auf diese Frage war Vaclav gefasst, schließlich kannte er Heinrich schon lange. Aber er wollte ihn noch ein wenig zappeln lassen. Er hatte mit dem Burgführer für sich fünfzig Prozent vereinbart. Das wollte er Heinrich aber nicht sagen. Deshalb begann er zu pokern.

„Vierzig Prozent bekomme ich bei dem Geschäft und dir würde ich fünfzehn abtreten, wenn du etwas vermitteln kannst!“

Heinrich ahnte, dass Vaclav mehr aus dieser Sache herausschlagen wollte. Deshalb

Stellte er sich weiter dumm. „Wie soll ich das machen? Ich weiß nur, dass es Edelmetallaufkaufstellen in der DDR bzw. in jeder größeren Stadt gibt. Da müsste ich mich einmal schlau machen. Soweit ich weiß, muss man aber bei jedem Verkauf seinen Personalausweis vorlegen, selbst beim Altmetallhändler. Das Risiko bei größeren Posten ist deshalb ziemlich groß. Dann müsste man sicher auch jemanden beim Aufkauf „schmieren“. Da sind fünfzehn Prozent etwas wenig für mich, meinst du nicht?“

Vaclav wiegte seinen Kopf hin und her, holte kunstvoll tief Luft und gab noch fünf Prozent dazu. Mit einem Handschlag besiegelten sie die Sache.

„Um wie viel handelt es sich überhaupt?“ wollte Heinrich weiter wissen. „Eine konkrete Menge hat der Burgführer mir auch nicht genannt, aber es würde sich lohnen. Ich sollte erst einmal ermitteln, welche Möglichkeiten es gibt. Besser wäre es natürlich, wenn man das Zeug nach Westdeutschland

bringen könnte. Dort verkauft sich das völlig unkompliziert.“ Gab Vaclav zur Antwort.

Heinrich sah Vaclav direkt an und betonte „Denk daran, an D-Mark oder Dollar, komme ich nicht heran. Wenn er für Ost-Mark nicht verkauft, dann wird aus dem Geschäft nichts.“

Heinrich wollte mit Vaclav noch ein anderes Problem klären. Sein „Lada“ rostet an allen Ecken und Kanten. Er muss ihn unbedingt reparieren lassen. In Dresden oder Radebeul ist das fast unmöglich. Es gäbe keine Blechteile für das Auto, bekommt er immer wieder von den Werkstätten zu hören.

Deshalb fragte er Vaclav. „Mein „Lada ist schon mehr als zehn Jahre alt und rostet mir inzwischen unterm Hintern weg. Weißt du in Prag eine Werkstatt, wo ich ihn reparieren lassen kann?“

Vaclav freute sich, dass Heinrich seine Hilfe brauchte, so ist er vielleicht bei dem „Silbergeschäft“ noch besser motiviert. Deshalb versprach er ihm sofort „Ich kümmere mich darum. In Prag habe ich einen guten Freund, der in seiner Werkstatt alle möglichen Typen repariert, besonders Lada. Der macht das für dich. Vielleicht hat er auch eine neue Karosserie.“

„Das geht nicht“, erwiderte Heinrich, das müsste in die Papiere eingetragen werden, dafür braucht man eine Importgenehmigung und die bekomme ich als Privatperson nicht“.

„Dann kauf dir doch einen guten Gebrauchten in der DDR.“ Versuchte Vaclav seinen Freund zu provozieren. Der sprang auch gleich darauf an.

Bist du verrückt? weißt du was die Dinger hier kosten?, unter dreißigtausend kommst du da nicht weg“.

Vaclav amüsierte sich köstlich und legte noch eine „Kohle“ drauf, in dem er weiter fragte, „und die hast du wohl nicht?“

Da fing auch Heinrich zu lachen an und machte diesem Gespräch ein Ende in dem er erwiderte, „nein, ich bin das ärmste Schwein von Dresden und Umgebung. Vaclav konnte sich nicht verkneifen zu sagen, „stimmt ja, das hatte ich ganz vergessen“.

Die Frauen bekamen natürlich von ihrem Gespräch nichts mit, aber das laute Lachen war ihnen nicht entgangen. Als die Männer wieder das Wohnzimmer betraten fragte Greta „dürfen wir auch mit lachen?“ „Heinrich behauptet wieder einmal, er sei das ärmste Schwein von Radebeul“, klärte Vaclav sie auf. Greta war auch für jeden Spaß zu haben und reagierte gleich, „das stimmt doch, schaut ihn euch doch an, seit drei Jahren spart er für einen neuen Anzug, den er sich bis heute noch nicht leisten kann“

Wieder war das Gelächter groß. Heinrichs und Gretas Gäste verabschiedeten sich am späten Nachmittag. Mit einem Augenzwinkern sagte Vaclav noch einmal zu Heinrich, „gib dir Mühe, dann wird aus deinem Lada wieder ein Schmuckstück.“ Der rief zurück, „auf mich ist immer Verlass und grüße die Zöllner von mir, ich bringe bald mein Auto“.

Heinrich liebte es an seiner Frau, dass sie nicht neugierig war, denn sie fragte mit keiner Silbe, was er mit Vaclav im Arbeitszimmer besprochen hat. Sie sagte nur noch, „ich bin froh, dass wir solche Freunde in Prag haben.“ Schon oft waren auch sie bei Lena und Vaclav zu Besuch, spazierten durch die Altstadt, über die Karlsbrücke, zum Hradschin und mit dem Bus wieder herunter. Besonders im Herbst leuchteten die Dächer der „Goldenen Stadt“ wirklich golden. Wie oft haben sie den Aposteln auf dem alten Markt oder den Straßenkünstlern auf der Karlsbrücke zugehört oder zugesehen.

Heinrich war seit vielen Jahren sowohl Mitglied des Numismatiker als auch des Philatelistenverbandes. Nicht, dass es ihm ein echtes Bedürfnis war, aktiv darin mitzuarbeiten, vielmehr war er hin und wieder an Kontakten zu anderen Sammlern interessiert, um Informationen und mitunter interessante Sammlerstücke auszutauschen. Dadurch kannte er auch Günter Köhler, den Inhaber eines Schmuckgeschäftes im Zentrum von Meißen, einer Kleinstadt nicht weit von Radebeul. Bekannt durch die Burg der alten „Wettiner“ und dem weltberühmten „Meißner Porzellan“.

Wie in der DDR üblich existierten diese kleinen Geschäfte, meist ohne Angestellte, mehr schlecht als recht. Besonders wertvolle Schmuckstücke hatten sie nicht anzubieten. Ihre Waren, überwiegend Uhren, bekamen sie vom staatlichen Großhandel, als Kommissionsware. Gold und andere Edelmetalle waren Mangelware. Wollte man etwas Besonderes, so musste man das Material selbst aufbringen und es bei diesen Goldschmieden in Auftrag geben. Da nur die wenigsten Leute über diese Möglichkeiten verfügten, gab es in dieser Hinsicht für die Kunsthandwerker auch nicht viel zu tun.

Köhler hielt sich hauptsächlich durch den Verkauf von gebräuchlichen Uhren für den Alltag oder Reparaturen über Wasser.

Seit einigen Jahren räumte der Staat seinen Bürgern die Möglichkeit ein, Edelmetalle, wie Gold, Silber oder Platin an Schmuckgeschäfte, die als staatliche Aufkaufstellen fungierten, zu verkaufen. Neben Zahngold, Ringe, entbehrlichen Haushaltgegenständen, kamen auch nicht wenige Münzen zum Ankauf.

Für Köhler war es somit leicht, an Münzen heran zu kommen, deren Sammlerwert von den Verkäufern nicht erkannt wurde. Im Laufe der Jahre konnte er auf diese Weise eine ansehnliche Sammlung erwerben.

Bei der Ablieferung in der Edelmetall-Scheideanstalt in Freiberg musste lediglich das Gesamtgewicht stimmen. Art und Form der Stücke spielte dabei keine Rolle. Nicht selten kaufte Köhler diese an, ohne den Ankauf in den Geschäftsunterlagen auszuweisen. Somit hatte er stets Reserven,

die er dann gegen, für ihn interessante Stücke austauschte. Ein solcher Vorgang war für Außenstehende kaum zu kontrollieren. Leicht war es auch für ihn das Gewicht mit seiner Waage zu seinem Vorteil zu manipulieren.

In den Jahren ihrer Bekanntschaft verstand Heinrich es vortrefflich von Köhler die Informationen zu erhalten die es ihm ermöglichten über dessen Geschäfte genau Bescheid zu wissen. Waren sie sich mal bei einem Münztausch oder Kauf nicht einig, dann brauchte Heinrich nur zu sagen, „Hab dich nicht so, ich weiß doch Bescheid, dass du keine Verluste machst.“ Und schon war das Geschäft zu seinen Gunsten entschieden.

Deshalb war es nun nicht verwunderlich, dass Heinrich sofort, als Vaclav ihm das Geschäft mit dem Silber anbot, an Köhler dachte. Er war sich sicher, dass über ihn das Geschäft organisiert werden kann.

Heinrich rief Köhler an und sie verabredeten sich in der Gaststätte „Zum Grünen Baum“ in Radebeul.

Persönliche Dinge spielten zwischen ihnen noch nie eine Rolle, deshalb kam Heinrich gleich zur Sache.

„Sag mal Günter, wie läuft eigentlich der Aufkauf von Silber?“ Ohne lange zu überlegen klagte Köhler sein Leid über das magere Geschäft.

„Manche Woche ist völlig Ebbe in der Kasse. Da bin ich froh, wenn mal ein Opi in den Laden kommt und mit mir über die guten alten Zeiten quatscht. Klar, es kommt vor, dass der eine oder andere kommt, um etwas Zahngold oder ein paar Silberlöffel zu verkaufen. Aber leben, kann man davon kaum.“

Heinrich kannte Köhler gut genug, dass er wusste, wie er sein Gejammer einordnen sollte. Bevor er seine Karten auf den Tisch legen wollte musste er ihn erst einmal in die richtige Stimmung bringen und seine Neugier wecken. Deshalb fragte er zunächst, „Würde es sehr auffallen, wenn plötzlich in deinem Laden einiges mehr an Silber anfällt als es sonst üblich ist?“

Wie erwartet, machte Köhler bei dieser Frage ein verdutztes Gesicht.

„Was höre ich da? Hast du etwa eine Silbermine gefunden, von der ich wissen sollte?“ Heinrich grinste wissend und fragte ihn noch einmal.

Eine Weile überlegte Köhler, dann rückte er mit der Sprache heraus.

„Möglich wäre das schon, man müsste sich nur etwas einfallen lassen. Bei jeder Einlieferung in der Scheideanstalt muss ich eine Liste vorweisen, wo die Verkäufer mit Anschrift und Unterschrift aufgeführt sind. Wer diese letztendlich kontrolliert, weiß ich nicht. Das könnte ich aber heraus bekommen. Der zuständige Büroangestellte ist ein recht zugänglicher Mensch. Vielleicht verrät er mir, wer und wie oft diese Listen kontrolliert werden. Die Originale von meinen Ankäufen der letzten Jahre habe ich jedenfalls gut aufbewahrt. Die könnte man wieder aktivieren, wenn es notwendig wäre. Auf diese Weise könnte ich nach und nach den Ankauf steigern. Um wie viel dreht es sich denn?“

Diese Auskunft gefiel Heinrich recht gut. Optimistisch gab er 20 bis 30 Kilo für die nächsten 3 Monaten an und fragte, „was kannst du für ein Kilo bezahlen?“

Köhler brauchte nicht lange zu überlegen. Da in der DDR mit Edelmetall kein Handel stattfindet und das anfallende Silber fast ausschließlich der Industrie zugeführt wird, gilt ein Festpreis, der zweimal im Jahr angepasst bzw. neu berechnet wird.

Köhler nannte Heinrich einen Preis von 1,20 DDR-Mark pro Gramm.

Diese Auskunft gefiel Heinrich. Das wären bei dreißig Kilo, sechstausend Mark Gewinn für ihn, überschlug er kurz. Wenn er Köhler fünf Prozent bezahlt, würden ihm noch viertausendfünfhundert bleiben. Damit wäre er recht zufrieden. Mußte er nur noch das Silber über die Grenze schleusen. Entweder mit dem eigenen Auto oder mit Hilfe eines Transit-LKW.

Ängstlich oder eher vorsichtig, wie Heinrich war, suchte er noch am gleichen Abend die Telefonzelle neben der Post auf und versuchte Vaclav an das Telefon zu bekommen. Das war gar nicht so einfach. Erst war besetzt und dann nahm trotz Freizeichen niemand ab. „Verflucht,“ schimpfte er vor sich hin, „einen Versuch mache ich noch“. „Na endlich“ blaffte er in den Hörer, als er am anderen Ende Vaclavs Stimme hörte.

„Bei mir ist alles klar, die Aktion kann starten, wie sieht es bei dir aus?“

Vaclav wurden vor Aufregung die Hände feucht.

„Bei mir auch, der Burgführer nervt mich schon die ganze Woche und kann es kaum erwarten das „Zeug“ los zu werden.

Wann kannst du kommen?“ hauchte er durchs Telefon.

Heinrich antwortete genau so leise, „Am Freitag bin ich so gegen 12 Uhr bei dir, ok.“

„Ja, ich erwarte dich, mit meiner Werkstatt habe ich auch schon verhandelt, die lackieren dir das Auto sogar.“

Ohne darauf zu antworten hängte Heinrich den Hörer in die Gabel und schlich im Dunkeln aus der Telefonzelle. Als er wieder im Auto saß, merkte er erst, wie feucht seine Stirn war. „Warum bin ich bloß so aufgeregt? ich muss doch bei der Sache cool bleiben, sonst riechen die doch gleich an der Grenze, dass ich eine „Leiche im Kofferraum habe. Ich bin eben nicht zum Gangster geboren,“ brubbelte er noch vor sich hin, ehe er seinen „Lada“ in Gang setzte und nach Hause fuhr.

Zu Greta sagte er nur kurz aber bestimmt, „Am Freitag fahre ich nach Prag“!

Entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit fragte sie zurück, „Warum denn das, kann ich nicht mitkommen?“

Damit hatte Heinrich gerechnet, er wusste ja, wie gern sie nach Prag fuhr, schon der leckeren „Prager Brötchen“ wegen und auf einen Schwatz mit Lena.

Er sah in ihre flehenden Augen und konnte nicht anders, als „Na gut, aber geh mir dort nicht auf die Nerven, ich will unser Auto im Frühjahr reparieren lassen und muss deshalb mit einer Werkstatt verhandeln. Der Chef ist ein Freund von Vaclav.“ Zu ihr sagen.

Greta strahlte übers ganze Gesicht und beeilte sich zu versichern, „Nein, nein, du kennst mich doch, ich gehe mit Lena auf den „Wenzels Platz“ und finde vielleicht ein Paar neue Schuhe für mich“.

Gut gelaunt, wie er in Erwartung seines Geschäfts mit Vaclav war, hatte er nichts dagegen und brummte nur, „Du musst ja Geld haben.“

„Habe ich auch. Von der letzten Reise sind dreihundert Kronen übrig geblieben, die kann ich doch nehmen?“

Sie wollte die gute Laune ihres Göttergatten ausnutzen.

Er konnte aber nicht anders als zu antworten „Nein, die brauche ich fürs Benzin!“.

„Da bleibt auch noch etwas übrig!“ reagierte sie geistesgegenwärtig.

Nach dem Abendessen saß Heinrich noch einige Minuten in seinem Arbeitszimmer und dachte über den geplanten Schmuggel nach. Letztendlich kam er zu der Überzeugung, dass es gar nicht schlecht sei, wenn Grata an der Grenze dabei ist. Ein Ehepaar fällt viel weniger auf, als wenn ein älterer Herr allein fährt.

Noch war es Herbst und nicht alle Blätter waren von den Bäumen gefallen.

Heinrich wollte die Fahrt nach Prag genießen. Deshalb fuhr er nicht über Dresden sondern nahm die Landstraße über Meißen nach Dippoldiswalde und weiter nach Zinnwald zum Grenzübergang.

Tatsächlich hatten sie bei ihrer Fahrt herrlichen Sonnenschein und die meisten Laubbäume leuchteten in den schönsten Farben.

Greta legte zeitweise ihren Kopf an seine Schultern und träumte vor sich hin. Bis sie plötzlich sagte, „Weißt du Heinrich, wir müssten öfter mal raus aus unserer Wohnung und uns eine solch schöne Fahrt gönnen. Das letzte Mal waren wir im Mai in Prag. Das ist viel zu lange her. Wir könnten doch an einem Wochenende mal nach Berlin fahren, meinst du nicht?“

Ihm gefiel das, wenn seine Frau so romantisch und anschniegamsam war. Deshalb stimmte er ihr zu.

„Ich hab doch nichts dagegen. Bei der Gelegenheit könnten wir auch in dem Münzgeschäft auf der Friedrichstraße in Berlin vorbei schauen. Nicht um etwas zu kaufen sondern mit dem Inhaber zu fachsimpeln.“

Der ist nämlich in der DDR mit der größte Experte auf dem Gebiet der Silbermünzen des „Deutschen Reich“. Vielleicht hat er auch einige neue Kataloge für mich.“

Schnell kam der Grenzübergang in Zinnwald näher.

Da nicht viel Betrieb war schienen die Grenzer und Zöllner ziemlich gelangweilt. Lediglich auf tschechischer Seite kam die obligatorische Frage, „Haben Sie etwas zu verzollen?“ Selbstverständlich hatten sie nichts zu verzollen. Aber es stand ja noch die Rückfahrt vor ihnen, ob es dann auch so harmlos ablief?

Heinrich war nicht recht wohl bei dem Gedanken, mit einigen Kilo Silber im Kofferraum.

Von Lena und Vaclav wurden sie wie immer herzlich begrüßt.

Sie hatten sogar zum Mittagessen einen Tisch in einem Restaurant reservieren lassen. Vaclav merkte Heinrich an, dass er sehr unruhig war und darauf wartete, dass er ihm sagt, ob alles planmäßig ablaufen kann. Deshalb legte er ihm beim Essen beruhigend seine Hand auf den Oberschenkel und flüsterte ins Ohr, „alles ok. Heinrich?“. Doch ruhiger wurde der davon auch nicht.

Gegen vierzehn Uhr trafen Heinrich und Vaclav in der Werkstatt ein und wurden mit „Hallo und Dobri Vecer“ von Karol, dem Meister, freudig begrüßt.

Er fragte auch gleich „Hast Du ein Ersatzrad im Wagen?“ „selbstverständlich“ reagierte Heinrich und holte es aus seinem Wagen.

Das war für Vaclav das Zeichen, das Silber aus seinem „Skoda“ zu holen.

In einer alten Einkaufstasche fand Heinrich alte und total verschmutzte Messer, Gabeln, Löffel und Trinkbecher sowie einige Münzen.

„Wie viel ist es denn?“ wollte er wissen. Vaclav schmunzelte und antwortete „etwas mehr, als zwanzig Kilo.“

Heinrich war etwas irritiert, dass der Werkstattinhaber bei dem Gespräch dabei stand.

Für den schien das aber selbstverständlich. Denn er ließ seelenruhig die Luft aus dem Reifen, wickelte das Silber in drei Päckchen und verstaute sie in dem Reifen. Anschließend füllte er es noch mit Luft und verstaute es wieder an seinem alten Platz in Heinrichs Auto. „So, das wär’s“, sprach er kurz zu Vaclav und verschwand in seinem Büro.

„Na, läuft doch wie geschmiert, wie bei alten Profis“, und dabei grinste Vaclav über das ganze Gesicht. Das Gefühl hatte Heinrich auch. Vaclav musste mit Karol schon einige „Dinger“ gedreht haben, denn beide schienen sich blind zu verstehen.

„Was wird nun mit meinem Lada?“ Wollte er nur noch wissen.

Vaclav stieß Heinrich kameradschaftlich in den Rücken und öffnete die Tür von Karols Büro.

„Heinrich will gern noch wissen, wie das mit seinem Lada wird?“ wandte sich Vaclav an Karol.

Der fragte nun wiederum Heinrich, „Wie hast du es dir denn gedacht?“

„Also, es müsste die Karosserie ausgebessert werden und wenn es geht, auch lackiert. Ich dachte so, dass es im März am günstigsten wäre.“

Karol überlegte nicht lange und sagte sofort zu.

„Was wird es denn kosten?“ fragte Heinrich noch.

„Da mach dir mal keine Gedanken,“ antwortete Vaclav für Karol. „Das mache ich mit Karol, ok.?“

„Wenn du es so sagst, ich habe blindes Vertrauen zu dir.“ Dabei strahlte Heinrich über das ganze Gesicht.

Innerlich dachte er, „die beiden müssen ja ganz schön dicke im Geschäft miteinander sein, mir ist es recht.“

Lena und Greta schienen bei ihrem Bummel erfolgreich gewesen sein, wie an den großen Einkaufstüten und ihren strahlenden Gesichtern, zu sehen war.

So traten Heinrich und Greta am Abend zufrieden die Heimreise an.

Es war schon recht dunkel und auch sehr neblig, als die Grenzübergangsstelle immer näher kam.

Heinrichs Unruhe nahm wieder zu. Um sich abzulenken, fragte er Greta über ihre Einkäufe aus und was sie in den Tüten hat, die auf der Rückbank lagen.

„Ich habe lediglich ein Paar schwarze Schuhe, einen Seidenschal und drei Pakete mit Oblaten gekauft. Dadurch dürfte es an der Grenze keine Probleme geben. Hauptsache du hast keine wertvollen Münzen oder Briefmarken bei dir.“

„Wenn du wüsstest, dann würdest du dir vor Angst in die Hosen machen.“ Dachte Heinrich sich seinen Teil.

Doch sie wusste nichts, deshalb war sie an der Grenze recht gelassen.

Die tschechischen Zöllner fragten gewohnheitsmäßig „Haben Sie Waren zu verzollen?“, was Greta mit besonders freundlichem Ton verneinte.

Die deutschen Kontrolleure tippten nur lässig an die Mütze und ließen das freundliche ältere Ehepaar in ihrem angerosteten Lada mit einem kurzen Winken, passieren.

„Uff“ stöhnte Heinrich nur kurz und wischte sich an einem Taschentuch die feuchten Hände ab.

„Was stöhnst du denn so, hattest du doch etwas zu verbergen?“ hörte er im Unterbewusstsein seine Frau fragen.

„Nein, nein“ beeilte er sich ihr schnell zu versichern. Jetzt war ihm sogar zum Scherzen zu mude, weshalb er sein Gesicht kurz zu ihr drehte und sagte „ich bin doch der harmloseste Grenzgänger, den es gibt.“ Jetzt lachten beide ganz aufgeräumt und erreichten nach insgesamt zwei Stunden Fahrt ihr Grundstück.

Heinrich lag noch eine ganze Weile neben seiner Greta wach und ließ den ganzen Tag Revue passieren, während dem sie wahrscheinlich schon von ihren neuen Schuhen träumte. Eigentlich war er richtig stolz auf sich. Selten ist er bisher so ein Risiko bei seinen Geschäften eingegangen.

Ein Problem hatte er jetzt doch noch. Wie sollte er das Silber aus dem Autoreifen wieder herausholen? Einer Werkstatt konnte er sich nicht anvertrauen und in seinem Bekanntenkreis hatte er auch niemanden, den er fragen wollte.

Deshalb entschloss er sich es selbst zu versuchen, da an dem alten Reifen sowieso nichts kaputt zu machen ging.

Im Baumarkt kaufte er sich zwei Montiereisen, holte das Rad in seine Garage und machte sich darüber her. Die Luft abzulassen, war ja noch einfach. Dann setzte er das Eisen an, was sich nur schwer unter die Wulst schieben ließ. Zweimal rutscht es wieder ab, bevor es sich weit genug herein schieben ließ. Dann kam der zweite Akt.

Vergebens drückte er gegen das Eisen. Es wollte und wollte nicht hineinrutschen.

Jetzt ließ er das Erste wieder nach und versuchte es noch einmal. Als der Spalt an der Wulst groß genug war, konnte er das zweite Eisen leichter hinein drücken. Mit seinem ganzen Gewicht stemmte er sich auf beide Eisenstangen, bis es einen lauten Knall gab und ein großes Stück der Wulst sprang über die Felge. „Geschafft,“ frohlockte er. Der Rest war nur noch ein Kinderspiel. Nach und nach gab der Reifen seine wertvolle Fracht frei. Endlich hatte er die, in schmutzige Lappen gewickelten, drei Päckchen frei.

„Hoffentlich ist das auch wirklich echtes Silber?“ waren seine Gedanken dabei.

Um das zu prüfen besaß Heinrich eine kleine Flasche mit spezieller Säure, die er sonst immer zum prüfen von Münzen verwendete.

Tatsächlich, es war 800er Silber. Auch die fünf Trinkbecher waren echt. Jetzt nahm er einen sauberen Lappen und reinigte gründlich alle Stücke. Um das Gewicht zu prüfen, holte er aus seinem Badezimmer die Personenwaage.

Auch das Gewicht stimmte. Es waren genau 20,4 Kilogramm.

Wenn es für das Gramm eine Mark gab, dann sind das zwanzigtausendvierhundert Mark, überschlug er kurz. Dreitausend und sechzig für ihn und eintausendzwanzig für Günter Köhler, dem Inhaber des Schmuckgeschäftes in Meißen.

„Das ist doch ein anständiger Verdienst“, sagte er sich, „für zweimal Angst an der Grenze?“

Damit er das Geld bald sein Eigen nennen konnte, telefonierte er noch am gleichen Abend von einer Telefonzelle mit seinem Geschäftsfreund Köhler. Sie vereinbarten als Termin den darauf folgenden Freitag, nach Geschäftsschluss, um ungestört zu sein.

Köhler übernahm die Stücke, kontrollierte den Silbergehalt, das Gewicht, und gab Heinrich zu verstehen, dass er das Geld erst auszahlen kann, wenn er es in der Scheideanstalt in Freiberg eingeliefert hat.

Das gefiel Heinrich überhaupt nicht. Deshalb sagte er ihm auch gleich, „Bist du so ein armer Hund, dass du nicht einmal Zwanzigtausend in der Kasse hast?“

Köhler war beleidigt und gab zurück, „Als Versicherungsagent kann man die Leute bestimmt mehr übers Ohr hauen, als in meiner Branche!“

Heinrich wurde rot über beide Ohren und verkniff sich jede weitere Bemerkung. Er fragte sich nur, „wie Köhler es wohl anstellen wird, plötzlich mit zwanzig Kilo Silber bei der Scheideanstalt aufzutauchen, ohne, dass es auffällt?“ Das war tatsächlich ein Problem.

Köhler entschloss sich letztendlich, einige Unterschriften zu fälschen. Zu dem Zweck holte er Listen aus seinen Akten und suchte Namen von älteren Leuten heraus, die mit ihrer Unterschriften bestätigt hatten, dass das eingelieferte Edelmetall ihr Eigentum war. Mit verschiedenen Stiften füllte er so einige Ankaufsbelege aus.

Es gab tatsächlich keine Probleme bei der Einlieferung in der Edelmetallscheideanstalt in Freiberg. Köhler legte das Original seiner Ankaufsliste vor, die Gesamtmenge wurde geprüft und gewogen, dann bekam er das Geld ausbezahlt. Leicht verdientes Geld, wie er dachte.

Bei einem Glas Bier im Restaurant „Zum Grünen Baum“ erstattete er Heinrich einige Tage später darüber Bericht und übergab ihm in einem Briefumschlag, unter Abzug seines Anteils, das Geld.

Erst als er an diesem Abend in seinem Arbeitszimmer saß, zählte Heinrich nach und war sichtlich zufrieden, als es stimmte. In seiner freudigen Stimmung informierte er gleich seinen Freund Vaclav. Beide hofften, dass es bald wieder einmal zu solch einem „einträglichem Geschäft“ kommt. „Ich denke schon, der Burgführer hat auch schon angefragt“, sagte Vaclav „durch die Blume“.

Tatsächlich, fuhr Heinrich bis Ende März des darauf folgenden Jahres noch dreimal mit einem „Heißen Reifen“ über die Grenze von Prag zurück nach Radebeul, bis er

vereinbarungsgemäß seinen Lada in der Werkstatt bei Karol zur Reparatur ablieferte.

Mit mehr als zwölftausend Mark konnte Heinrich auf diese Weise sein Konto aufbessern.

Dann war die Silberader versiegt oder anders gesagt, die Schatulle des Burgführers im schönen Böhmen.

Ganze vier Wochen hatte es gedauert, dann konnte Heinrich in Prag wieder seinen Lada in Besitz nehmen. In strahlendem Weiß stand er vor ihm, als er die Werkstatt betrat. Ihm war richtig feierlich zu mute. Keine Roststellen mehr und rundherum neu lackiert. Selbst der Innenraum war wie neu. Die Sitze hatten neue Bezüge und das Armaturenbrett war überholt. Keine hässlichen Flecken von verstreuter Zigarettenasche mehr.

„Was bin ich Dir noch schuldig?“ fragte er Karol, sich in dessen Schuld fühlend

„Nein, nein,“ wehrte der Meister ab. „Das habe ich alles mit Vaclav erledigt, In Deutschland heißt es doch, eine Hand wäscht die andere?“

„Wie hast du das mit Karol geregelt?“ Fragte Heinrich später seinen Freund.

Doch Vaclav ließ sich nicht aus der Reserve locken. Mit den Worten „Karol hat soviel von mir profitiert, dass diese kleine Gefälligkeit nicht ins Gewicht fällt.“

Damit schien das Thema für beide erledigt. Heinrich hätte zu gern gewusst, was die beiden für Geschäfte noch verband.

Goldrausch

Günter Köhler hatte sich in den vergangenen Wochen an die einträglichen Einnahmen mit Hilfe Heinrichs Silber gewöhnt. Da diese nun ausblieben sann er öfters darüber nach, wie er den Ankauf von Edelmetall weiter ankurbeln könnte.

Deshalb gab er jetzt regelmäßig Anzeigen in der Tageszeitung auf in denen er die Leser aufforderte, ihr Altgold oder Silber bei ihm zu verkaufen. Das half tatsächlich. Nun kam auch dadurch jeden Monat eine nicht unbeträchtliche Menge zusammen, dass es sich lohnte, regelmäßig zur Scheideanstalt nach Freiberg zu fahren. Mit dem Geld in der Tasche machte er es sich zur Gewohnheit, in der Gaststätte „Zur Deutschen Eiche“ in Freiberg ein gepflegtes Mahl einzunehmen.

Hier verkehrte in den späten Nachmittagsstunden ein recht gemischter Kreis von Gästen. Neben älteren Ehepaaren kehrten auch Angestellte und Arbeiter aus der In der Nähe befindlichen Scheideanstalt, nach getaner Arbeit, auf ein kleines oder auch größeres Bier ein.

Dabei hatte Köhler so manchen interessanten Gesprächspartner aber auch Langweiler an seinem Tisch.

Wieder einmal bemühte sich ein Gast mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Als der erzählte, dass er in der Scheideanstalt arbeitet, horchte Köhler auf.

Darüber wollte er mehr wissen und fragte unverfänglich, „macht denn die Arbeit auch Spaß?“

„Was soll daran nach zehn Jahren noch Spaß machen? Den ganzen Tag an einem Bottich stehen, giftige Dämpfe einatmen und zu sehen, wie Gold oder Silber schmilzt. Die „Brühe“ wird dann durch eine Maschine ständig um gerührt . Wenn dann die Proben die richtigen Werte haben, wird alles abgelassen.“

„Was passiert dann weiter?“, drängte Köhler seinen gegenüber sitzenden Tischpartner. „Dieses Gemisch fließt in einen anderen Metallbottich und wird unter Zugabe von Zuschlagstoffen weiter gerührt, bis eine bestimmte Temperatur erreicht ist. Das Edelmetall wird dann so zersetzt, bis das Ganze eine graue Lauge ist.“

Danach kommt diese Lauge wieder in einen anderen großen Behälter und wird praktisch gekocht. Die Dämpfe werden abgesaugt und es bleibt nur weißes Pulver übrig. Dieses „Goldpulver“ wird in der Industrie zur Beschichtung von Metallen oder

Kunststoffen verwendet. In der Galvanikabteilung unserer Firma werden die verschiedensten Dinge vergoldet oder mit Silber beschichtet.

Bei der Galvanik wird durch ein elektrolytisches Bad Strom geschickt. Am Pluspol, der Anode, befindet sich das Metall, das aufgebracht werden soll z. B. Gold oder Silber, am Minuspol, der Kathode, der zu beschichtende Gegenstand. Der elektrische Strom löst dabei Metall-Ionen von der Verbrauchselektrode ab und lagert sie auf dem zu veredelnden Gegenstand ab. So wird der zu veredelnde Gegenstand allseitig gleichmäßig mit Gold oder einem anderen Metall beschichtet. Je länger sich der Gegenstand im Bad befindet und je höher der elektrische Strom ist, desto stärker wird die Metallschicht (z. B. Goldschicht). So einfach ist das“

Köhler bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu, als er das hörte. Spontan brachte er nur heraus „Ich verstehe nur Bahnhof. Und dort arbeitest Du?“

„Ja, schon viel zu lange, für fünf Mark die Stunde.“ Antwortete er.

„Das ist wirklich nicht viel, wenn man jeden Tag Herr über Tonnen von Gold ist.“ Bekannte Köhler und fragte auch gleich noch, „wie heißt Du eigentlich?“

„Ich bin der Heinz“ „und ich der Günter“ reagierte Köhler.

Dabei holte er sein Schlüsselbund heraus, löste den Haustürschlüssel ab und sprach zu seinem neuen Freund „Wenn Du mir den vergoldest, dann glaube ich Dir! Einverstanden?“

Heinz grinste über beide Ohren und dachte, „endlich interessiert sich mal jemand für das, was ich mache.“ Er nahm den Schlüssel von Köhler und gab an, „nichts ist leichter, als Das“.

Noch ganz erregt über das, was er von Heinz gehört hat, bezahlte er und verabschiedete sich mit den Worten „Heute in vier Wochen bin ich um die gleiche Zeit wieder hier, dann werden wir sehen, ob das stimmt, was Du mir erzählt hast.“

„OK. erwiderte Heinz“ und strahlte immer noch über das ganze Gesicht.

Seit dem Tag dachte Köhler nur daran, wie er aus dem Kontakt mit Heinz für sich Kapital schlagen kann. Irgendetwas muss doch drin sein. Er wusste aber, dass er mit diesem „chemischen Kram“ nichts am Hut hatte. Er war sich aber sicher, dass sein „Geschäftsfreund“ Heinrich Franz davon mehr Ahnung hat.

Noch bevor er sich wieder mit Heinz traf, rief er Heinrich an, damit sie sich sehen konnten.

Sie trafen sich, wie schon oft, im „Grünen Baum“.

Seit dem letzten „Silbertransfer“ hatten sie sich nicht mehr gesehen. Das waren inzwischen drei Monate. Da Köhler am Telefon nichts weiter gesagt hatte, wusste Heinrich nichts davon, was er mit ihm besprechen wollte.

Deshalb fragte Heinrich auch ganz allgemein, „Na, wie geht es denn so, wie läuft der Laden“ „Es könnte besser sein, aber Du weißt ja, man >wurschtelt< sich so durch. Mit Zeitungsannoncen habe ich das Edelmetallgeschäft wieder ins Laufen gebracht. Du hast mir ja nichts mehr geliefert.“

„War doch ein gutes Geschäft, oder?“

„Ja, ich habe aber vielleicht noch etwas Einträglicheres“ versuchte Köhler sich bei seinem Gegenüber interessant zu machen.

„Na, da bin ich aber gespannt“, reagierte Heinrich.

Der ließ sich nun nicht mehr lange bitten und berichtete Heinrich ausführlich von seinem Gespräch mit Heinz in Freiberg und fragte, „da müsstest doch etwas zu machen sein, wenn der so leicht an Gold heran kommt. Hast Du nicht eine Idee?“

Heinrich war ziemlich beeindruckt und brauchte erst einige Minuten, um seine Gedanken zu ordnen, bevor er Köhler antwortete.

„Von Goldpulver- und Beschichtung, habe ich schon einiges gelesen, aber dass die das in Freiberg machen, das habe ich nicht gewusst. Die Frage ist nur, wie sind die Kontrollen nach Schichtschluss und wie macht man aus dem Pulver wieder Gold, das sich verkaufen lässt?“

„Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht“, erklärte Köhler.

„Du müsstest folgendes machen, erstens fragst du, wie die Kontrollen sind und zweitens, ob der Heinz es riskieren würde, von dem Pulver etwas abzuweigen. Ich würde mir Literatur besorgen um herauszufinden, wie man aus dem Pulver wieder Gold machen kann. Wenn uns das gelingt, dann sollten wir uns überlegen, wie wir aus dem Gold Geld machen.“

„Genau so, machen wir es“, stimmte Köhler zu.

Sichtlich zufrieden fuhr Heinrich nach Hause. Jetzt hatte er wieder eine Sache an der „Angel“, wo es sich lohnt Gedanken zu machen. Seine Briefmarken und Münzen waren säuberlich in Alben sortiert und ihm blieb nichts weiter, als sie regelmäßig anzusehen und sich daran zu erfreuen. Sein einziges Sammelgebiet war das „Deutsche Reich“, von 1871 bis 1933. Es gab kaum eine Lücke in seinen Alben. Um an die fehlenden Stücke heran zu kommen, musste er regelmäßig zu Auktionen in alle Ecken der DDR fahren, was ihm aber zu mühselig war. Deshalb ist ihm der Reiz in der letzten Zeit etwas verloren gegangen. Die Sache mit dem Gold, kam ihm gerade richtig. Zunächst wollte er nach Dresden fahren, wo es eine spezielle Buchhandlung für solche technischen Dinge gibt.

Nach dem Besuch mehrere Fachgeschäfte fand er endlich ein Buch, in dem der chemische Prozess zur Beschichtung von Metallen sehr verständlich dargestellt war.

Im Grunde schien es ihm recht simpel zu sein. Man brauchte ein Metallgefäß, in der das Goldpulver mit normalem Wasser aufgelöst wird. Daran wird die Klammer des Pluspols eines normalen zwölf Volt Auto-Ladegerätes befestigt wird. Somit ist das Metallgefäß die Anode. In der Mitte des Gefäßes wird ein Loch gebohrt durch das eine dickere, mit einer Hartgummischeibe als Isolation, versehene Schraube geführt wird. Auf das Gewinde muss wieder eine Hartgummischeibe zur Isolation geschoben sowie die passende Mutter fest darauf gedreht werden. Fertig ist die Kathode, an die, die Minusklemme des Ladegerätes befestigt wird.

Der durch das Gefäß fließende Strom bewirkt die Trennung des Goldes aus dem in Wasser aufgelösten Pulvers. Die winzigen Goldteilchen setzen sich an der Kathode fest und müssen danach wieder von ihr gelöst werden. Das kann dann mit einem Schweißbrenner gemacht werden.

Jetzt musste er nur noch einen Schweißbrenner sowie eine Gas- und Sauerstoffflasche besorgen. Natürlich auch das Goldpulver. Jetzt lag es an seinem Freund Köhler, wann er mit dem ersten Versuch beginnen kann.

„Die Praxis, ist das Kriterium der Wahrheit, wie die Philosophen sagen“, dachte er sich.

Köhler traf sich wieder mit Heinz, wie sie es vereinbart hatten. Um besonders wichtig zu erscheinen, setzte Heinz eine ernste Miene auf. Schon dass er gekommen war bewies Köhler, dass Heinz nicht geflunkert hat. Ungeduldig forderte er ihn mit den Worten „zeig schon das goldene Schlüsselchen!“ auf, den Beweis auf den Tisch zu legen. Tatsächlich, der Schlüssel war vergoldet. Köhler wollte noch wissen, wie rein das Gold ist. „Es ist das reinste Gold, was du dir vorstellen kannst, mit 999 Anteilen“ versicherte Heinz. „Allerdings wird es in dieser Reinheit nirgendwo gehandelt, sondern nur in der Industrie zur Beschichtung verwendet.“ Ergänzte er noch.

Köhler war beeindruckt. „Jetzt ist es an ihm, Heinz soweit zu bringen, dass er dieses Pulver aus dem Betrieb schmuggelt. Ihm war völlig bewusst, dass er damit seinen neuen Freund zum Diebstahl und damit zu einer Straftat anstiftet. Wird er erwischt, gibt es bestimmt ein paar Jahre Gefängnis. Deshalb musste Heinz nicht nur risikobereit sondern auch verschwiegen sein. Ob er das wohl ist?“ Zunächst fragte Köhler, „Wie sind denn die Kontrollen, wenn ihr nach Feierabend zum Werkstor heraus geht?“ Da brauchte Heinz nicht lange zu überlegen. „Es werden Stichproben gemacht. Man muss die Taschen vorzeigen, ansonsten passiert nichts weiter. Das ist seit Jahren immer das Gleiche“, klärte er Köhler auf. Der dachte, das hört sich ja gut an“ und fragte grinsend, „hast Du schon einmal etwas mitgehen lassen?“ Heinz wurde über beide Ohren rot, „ich habe nur kleinere Gegenstände vergoldet, so, wie Deinen Schlüssel. An fertiges Gold komme ich doch gar nicht heran. Ich habe nur mit dem Pulver zu tun. Damit kann ich ja nichts anfangen“, gab er zu. „Würdest Du Dir zutrauen, von dem Pulver etwas aus dem Betrieb zu schmuggeln?“

Wieder wurde Heinz rot, ehe er darauf antwortete „ Wie soll das gehen? Wir sind drei Kollegen in der Abteilung und wenn, dann könnte ich dazu nur meine Thermosflasche benutzen.

Die wurde zwar noch nie kontrolliert, aber man sollte nie „nie“ sagen.“ „Recht hast Du“ entgegnete Köhler, „Deshalb habe ich mir auch etwas einfallen lassen. Du kennst doch die Packungen mit Traubenzucker? Die bekommst Du in jeder Drogerie. Das Traubenzuckerpulver sieht doch genau so aus? Du müsstest eine Woche lang eine solche Packung in Deiner Tasche jeden Tag mit hinein und wieder heraus tragen. Wirst Du kontrolliert, dann finden sie lediglich Traubenzucker und haben sich daran gewöhnt. Wenn sie fragen, warum Du jetzt Traubenzucker bei Dir hast, dann sagst Du einfach, aus gesundheitlichen Gründen, wegen der Dämpfe in eurer Abteilung. Das müsste sie überzeugen. Was denkst Du über diesem Plan? In der zweiten Woche schüttest Du den Traubenzucker in die Toilette und füllst die Packung mit Goldpulver. Aber nicht ganz voll. Dann legst Du einen kleinen Pappdeckel darüber und füllst den Rest mit Traubenzucker auf!“ Heinz hörte aufmerksam zu und fand den Plan gar nicht so dumm. Deshalb stimmte er ohne lange nachzudenken zu.

„Wie soll es dann aber weiter gehen, mit dem Pulver kann man doch nicht viel anfangen?“ Köhler freute sich, dass Heinz bereit war mitzumachen. Er öffnete seine Tasche und stellte ein Päckchen Traubenzucker vor seinen neuen Partner. „Ich habe Dir schon etwas mitgebracht. Und aus dem Goldpulver mache ich Geld. Wie, das bleibt mein Geheimnis. Du kannst Dir dann ein schönes neues Auto kaufen.“ Heinz hatte Feuer gefangen und reichte Köhler die Hand über den Tisch. Der war hoch erfreut und schlug ein. Bevor er das Lokal verließ, forderte er Heinz auf, ihn anzurufen. Zu dem Zweck übergab er ihm noch eine Visitenkarte.

Heinrich erwartete voller Ungeduld eine Nachricht von Köhler. Als der ihm begeistert schilderte, wie das Gespräch mit Heinz verlaufen ist, war auch Heinrich hoch erfreut.

Ihm war genau, wie Köhler bewusst, dass das Ganze hoch kriminell ist. Entgegen seiner bisherigen Einstellung, konnte er nicht allein agieren. Die Gefahr, dass die Sache heraus kommt, war gegeben. Doch der Nervenkitzel und die Gier, war dieses Mal stärker, als seine sonstige Vernunft.

Bei längerem Nachdenken wurde Heinrich klar, dass es noch einige Dinge gab, die bis dahin ungelöst blieben. Wie wollte er dieses nicht im Handel übliche 999er Gold zu Geld machen? Offiziell, so wie bei dem Silber, ging das nicht. Werden Köhler und sein Freund Heinz mit dem Geld so umgehen, dass sie nicht auffallen? Für ihn war eines wichtig, dass Köhler Heinrichs Identität dem Heinz nicht preisgibt.

Es war schon dumm, dass der ihm eine Visitenkarte übergeben hat. Doch der wesentlichste Punkt war >wie kann er das Gold zu Geld machen? < Eine nahe liegende Variante wäre, zahlungskräftige Leute zu finden, die ihr „Schwarzgeld“ in Gold anlegen würden. Dafür kommen nur Handwerker in Frage, die durch Steuerbetrug Geld beiseite gebracht haben.

Darum wollte er sich zunächst einmal kümmern. Vielleicht könnte Köhler ihm einige Kollegen aus der Goldschmiedebranche nennen, die eventuell „schwarz“ erworbenes Gold verarbeiten.

Noch bevor Heinrich es gelungen war, einen Abnehmer für das Gold zu finden, hielt Köhler die erste Lieferung von Goldpulver in den Händen. Heinz hatte es geschafft, auf die ihm durch Günter Köhler vorgegebene Weise mehr als ein Kilo Goldpulver zu stehlen und aus dem Betrieb zu schmuggeln. Darauf war er recht stolz und sah sich schon in einem neuen Auto fahren.

Heinrich zog sich einen alten Arbeitskittel an, der noch von seinem Vater stammt, über und betrachtete in seiner Garage alle Materialien und Werkzeuge, die er für seinen ersten Versuch brauchte, aus Pulver Gold zu gewinnen, skeptisch an. Noch war alles „graue Theorie“. Jetzt musste es sich zeigen, ob er die Fachbücher richtig verstanden hat. Das Loch in die alte Zinkschüssel war schnell gebohrt und die Kathode montiert. Im Verhältnis eins zu drei vermischte er das Pulver mit dem Wasser in einem Eimer.

Kräftiges Rühren ließ eine milchige Flüssigkeit entstehen, die er in die Schüssel füllte. Zwei Holzböcke und eine Platte aus Hartfaser nutzte er als Arbeitstisch. Darauf stellte er die Schüssel und das Ladegerät. Er klemmte noch den Plus- und Minuspol an die Schüssel bzw. die dicke Schraube in deren Mitte. Fertig war sein „Goldesel“. Als letzten Arbeitsgang steckte er das Stromkabel des Ladegerätes in die Steckdose. Ein leises Brummen verriet, dass Strom fließt. Da es sich nur um eine zwölf Volt Anlage handelte, musste er sich nun etwa vierundzwanzig Stunden gedulden, bis das Ergebnis zu sehen sein wird.

Heinrich löschte das Licht und verschloss die Garage. Er nahm sich vor, tatsächlich erst am nächsten Abend nach zu sehen. Wie immer, wird er Greta nichts davon erzählen. Da sie auch sonst die Garage nicht aufsuchte, musste er von ihr keine unangenehmen Fragen befürchten. Von technischen Dingen hatte sie sowieso keine Ahnung. Auch sonst würde kein Außenstehender darauf kommen, dass er versucht aus weißem Pulver und Wasser Gold zu gewinnen. „So verrückt wie das klingt, war es auch“, sagte er sich selbst, mit einem Schmunzeln auf den Lippen. Greta merkte nur, dass er seit längerer Zeit wieder einmal ausgesprochen gut gelaunt ist.

Am späten Nachmittag des nächsten Tages konnte er sich nicht mehr bremsen. Die Garage schloss er hinter sich zu. Er spürte, wie ihm das Herz bis zum Halse schlug, ehe er in die Schüssel schaute. Er sah nur noch Gold, Gold umschloss die Anode in der Mitte der Schüssel. Wie er wusste, ist aus dem Wasser Salzsäure geworden. Er zog den Stecker des Ladegerätes, nahm die Klemmen ab und goss die Säure ganz vorsichtig in einen Eimer. Jeder Tropfen würde ein Loch in die Kleidung fressen. Das Gold um die Schraube war so viel, dass sie nicht mehr durch das Loch passte.

Da Gold einen niedrigeren Schmelzpunkt hat als Eisen, machte es nicht viel Mühe, es mit der Flamme des Schweißbrenners von der Anode abzuschmelzen. Verteilt in den verschiedensten Formen und Stücken lag es jetzt in der Schüssel. Ließ sich aber aus dieser leicht lösen. Die Stücke sahen aus, wie nach dem Bleigießen zu Sylvester. Heinrich konnte es kaum fassen, dass es ihm tatsächlich gelungen ist, aus dem Pulver das Gold heraus zu lösen. Aus vier kleinen Flacheisen baute er sich noch eine rechteckige Form, legte sie auf ein Blech und gab die zerkleinerten Goldstücke hinein. Dann erhitze er sie mit der Flamme und erhielt somit einen richtigen, wenn auch unüblichen Goldbarren. Stolz polierte er ihn so lange, bis er an allen Ecken und Kanten glänzte. Am liebsten hätte er ihn, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit in die Wohnung genommen und Greta gezeigt. Doch das verkniff er sich dann doch. Steckte ihn aber in die Tasche, um auf der Personenwaage im Bad das Gewicht fest zu stellen. Die Waage zeigte zwei Kilo an. Von Köhler wusste er, dass er das Gramm 585er Gold für fünfundzwanzig Mark ankauft, doch in der Bundesrepublik würden vierzig DM gezahlt. Schnell rechnete er, das wären fünfzigtausend Mark Ost und achtzigtausend Mark West. Diese Summen ließen seine Augen glänzen. Als nächstes rief er Köhler an und vereinbarte mit ihm im „Grünen Baum“ ein Treffen.

Um die Spannung zu erhöhen, sagte er ihm sofort, nach dem er Platz genommen hatte, „Es ist nichts geworden, kein Gold“, „Da hast du bestimmt etwas falsch gemacht, hast du dich genau an die Angaben im Buch gehalten“ flüsterte Köhler ihm erregt über den Tisch. „Ja, und es wurde reinstes Gold!“ Jetzt bekamen beide einen roten Kopf. Köhler war gespannt, wie ein „Flitzbogen“ und fragte, „hast du es gewogen?“. „Ja, es sind rund zwei Kilo.“ „Mensch, dass sind ja fünfzigtausend Mark!“

„Wenn wir es dafür verkauft bekommen“ versuchte Heinrich seinen Partner zu beschwichtigen. Doch der ließ sich kaum bremsen. „Dann nehmen wir eben nur vierzig für das Gramm.“ „Und was geben wir unserem Mann in der >Goldmine<?“ ergänzte Heinrich. „Ich denke, er soll für das Kilo eintausend Mark bekommen, mehr verkraftet er sowieso nicht und ist nicht an Geld gewöhnt. Wenn er Fehler macht, fliegen wir eher auf, als uns lieb ist. Ich schlage vor, dass ich ihn frage, was er haben will.“ „Ok.“ stimmte Heinrich zu. Sie tranken ihr Bier und sagten zunächst nichts, bis Heinrich das Gespräch fortsetzte. „Bevor Du von Heinz weiteres Pulver übernimmst, müssen wir den Verkauf in Gang bringen. Bis jetzt habe ich noch keinen Interessenten gefunden. Ich werde in Meißen, in der Nähe vom VEB Kraftverkehr, die Kneipe „Zur Sonne“ aufsuchen. Dort verkehren viele Kraftfahrer, die regelmäßig nach Westdeutschland fahren. Vielleicht findet sich einer, der eine Lieferung mitnimmt und im Westen verkauft. Noch besser wäre es, wenn er dort ein Konto anlegt und das Geld einzahlt oder in >Forumschecks< eintauscht. Mit den >Forumschecks< kannst du dann im Intershop einkaufen. Allerdings werde ich meinen Anteil in purem Gold deponieren. Ich habe alles, was ich brauche und muss mir nichts mehr kaufen. Weder in West- noch in Ostgeld.“

Köhler hatte seinem Partner gut zugehört. Ihm war es am liebsten, wenn er Geld in die Finger bekommt. Dann würde er sich so manchen Wunsch erfüllen. Mit Westgeld im Intershop einen Fiat kaufen oder schöne Reisen nach Bulgarien oder in die Sowjetunion. Sein Schmuckgeschäft könnte er als Hobby betreiben und nicht mehr als unbedingten Broterwerb. Goldene Zeiten werden das, waren seine Gedanken, während er Heinrich zu hörte. Zu seinem Partner sagte er aber „Heinrich, du hast wie immer Recht. Ich werde dem Heinz gründlich ins Gewissen reden, damit er mit seinem Anteil keinen Unfug treibt. Schließlich tun wir das ja nicht, um im Knast zu landen“ Jetzt wurde es für Heinrich Zeit, das Gespräch zu beenden. Deshalb nickte er, stand auf, nahm seinen Mantel und flüsterte Köhler noch ins Ohr „Ich rufe Dich an, wenn der erste Verkauf geklappt hat“. Dann verließ er das Lokal.

Bevor er in seinem Auto nach Hause fuhr, saß er noch eine Weile hinter dem Lenkrad und dachte nach. Am liebsten würde er den Günter Köhler ausbooten. Er durfte ihm auf keinen Fall weitere Einzelheiten mehr mitteilen, sonst erzählt er alles dem Heinz wieder und der brauchte gar nichts zu wissen. Er soll sein Geld bekommen und die Klappe halten. Den Goldbarren hatte Heinrich in der Manteltasche.

Er fühle das kalte Metall mit seinen runden Ecken und ließ sein Herz wärmer werden. Davon wollte er unbedingt noch mehr haben. Er wollte eine Truhe bauen, in der er die Barren stapelt, so wie es die Banken im Fernsehen tun. Und dann wird er in der Garage ein Loch schaufeln, die Wände betonieren und darin die Truhe mit seinem Gold versenken. Kein Mensch sollte erfahren, dass er neben den Briefmarken und Münzen auch noch einen Goldschatz besitzt. Jetzt musste er aber erst einmal einen Abnehmer finden, die zwei Kilo zu Geld machen, damit der Heinz die nächste Lieferung herbei schafft.

Er ließ keine zwei Tage vergehen, bis er mit seinem Lada das erste Mal in die Nähe des VEB Kraftverkehr in Meißen fuhr. Es war nach 17.00 Uhr und für Angestellte sowie für viele Fahrer Feierabend. Von seinem Parkplatz konnte er fast die ganze Straße einsehen. Vor allem die Pforte des Betriebes und den Eingang der Gaststätte „Zur Sonne“. Wie er vermutete waren nicht wenige Kollegen auf ihrem Nachhauseweg noch für ein Bier oder eine Bockwurst eingekehrt. Damit er nicht wie ein Büroangestellter oder gar Versicherungsvertreter aussah, zog er seine Jacke aus und band den Schlips ab, bevor er das Lokal betrat. Der übliche Zigaretten- und Bierdunst schlug ihm entgegen. Am Tresen standen mehrere Männer mit einem Bierglas in der Hand und diskutierten lautstark miteinander. An einem Tisch in der Ecke saßen zwei Männer, die wie Krafftfahrer aussahen. Mit abgetragener Jacke und der eine mit einer Schirmmütze auf dem Kopf. Zu ihnen setzte sich Heinrich. Bestellte bei der jungen Frau, die als Bedienung durch das Lokal flitzte, ein kleines Bier und eine Boulette mit Senf. Zunächst konnte er nicht deutlich hören, worüber sich die beiden Männer unterhielten. Nach und nach gewöhnte er sich an den Lärm und bekam doch einiges mit.

Es ging um den Zustand der Straßen in Thüringen und den Radarkontrollen auf der Autobahn. Als der mit der Schirmmütze von einer Fahrt nach Frankfurt am Main sprach, spitzte Heinrich seine Ohren. Er bekam mit, dass die Strafen bei erhöhter Geschwindigkeit noch teurer sind, als im Osten. Nach einem Glas Bier saß Heinrich allein mit dem Fahrer am Tisch, der immer noch die leicht nach hinten geschobene Mütze auf dem Kopf hatte. Um ein Gespräch zu beginnen fragte Heinrich, „Sie sind wohl viel unterwegs?“ „Ja, das bringt der Beruf so mit sich. Einfach ist es manchmal nicht. Es hängen viel Überstunden dran, die zwar bezahlt werden, aber reich wird man davon auch nicht.“ Heinrich fragte gleich weiter „bekommt man auch D-Mark, wenn man in den Westen fährt?“

„Das schon, aber nicht mehr als zehn Mark am Tag, damit kann man keine großen Sprünge machen. Morgen Früh, muss ich wieder auf große Tour, nach Hamburg und zurück und das an einem Tag.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich der Fahrer und verließ das Lokal. Heinrich trank sein inzwischen schales Bier aus und machte sich ebenfalls auf den Heimweg. Das könnte der richtige Mann sein dachte er noch. Den muss ich überprüfen. Wenn er am nächsten Morgen den Hof des Kraftverkehrs verlässt, wird er ihm bis an die Grenze folgen um zu sehen, ob er die Wahrheit gesagt hat.

Pünktlich sechs Uhr stand Heinrich mit voll getanktem Lada vor dem Tor. Er mußte nicht sehr lange warten, bis der Kollege vom Vorabend mit seinem LKW „W50“ das Werkstor verließ. Von da an folgte er ihm bis zur Autobahn in Dresden und weiter bis an die Grenze bei Boizenburg, nicht weit vor Hamburg. Also hat er tatsächlich die Wahrheit gesagt. Nur eine kurze Pause legte Heinrich bei Wittstock auf der Autobahn ein, bevor er nach weiteren sechs Stunden wieder zu Hause in Radebeul eintraf. Anstrengend war der Tag im Auto, aber es hatte sich gelohnt. Jetzt wollte er sich einige Tage in Geduld fassen, bevor er mit dem Krafffahrer wieder Kontakt aufnimmt. Was wird er ihm erklären, woher das Gold stammt? Und wie hoch soll sein Anteil am Erlös sein? Er wird ihm einfach erklären, dass das Gold aus einer Erbschaft stammt und zehn Prozent anbieten.

Heinrich richtete es so ein, dass er den Fahrer noch auf der Straße vor der Kneipe „Zur Sonne“ traf. „Ach, welch ein Zufall, auch wieder ein Bierchen trinken?“ überrumpelte Heinrich ihn. „Ja, nur ein Kleines“ erhielt er zur Antwort. Ihr alter Tisch war noch frei und das Bier sowie eine Boulette für Heinrich schnell bestellt. Ehe er mit der Sprache heraus kam, wollte Heinrich einige belanglose Dinge wissen. Dann fragte er, „Wie sind denn die Kontrollen an der Grenze?“ Ehe der Fahrer antwortete fragte er spontan zurück, „Warum willst du denn das wissen?“ ohne auf eine Antwort zu warten, sprach er weiter „Der Zoll und die Grenzer im Osten sind ganz schön gründlich, aber wenn man sie eine Weile kennt, dann ist es nicht mehr so dramatisch. Sie laufen manchmal mit einem Hund um den Sattelzug oder fahren mit einer Spiegelplatte drunter um zu sehen, ob sich jemand versteckt. Mehr passiert da nicht.“

Auf der West-Seite werden nur die Papiere und die Zollplomben kontrolliert.“ Heinrich war nicht wohl bei der nächsten Frage, aber er musste sie einfach stellen, wenn er ihn für seine Aktion gewinnen will.

Mit leicht gerötetem Kopf fing er an „Ich habe einige kleine Gegenstände geerbt, die ich gern versilbern will. Aber hier im Osten gibt es nicht viel dafür. Ich weiß, dass man im Westen das Zehnfache bekommt. Könntest du mir dabei helfen? Es würde sich für dich ganz schön lohnen.“ Heinrich blickte ihm jetzt freundlich ins Gesicht und wartete auf die Reaktion. Nach einigen Sekunden schaute auch der Fahrer Heinrich ins Gesicht und antwortete ganz ruhig „Es ist nicht schwer, kleinere Gegenstände über die Grenze zu bringen, aber was soll denn dann damit passieren?“ „Das ist eigentlich unproblematisch. Jeder Goldschmied im Westen kauft die Stücke auf, ohne groß zu fragen und den Ausweis zu verlangen. Es wird nur mit einer Säure der Goldgehalt geprüft und das Geld ausgezahlt. Zumindest bin ich so informiert“, erklärte Heinrich. Misstrauisch schaute der Fahrer sich im Lokal um. Ihm kam der Gedanke, dass die Fragerei dieses nicht unsympathisch und seriös erscheinenden Mannes eine Falle beziehungsweise ein Test der Kripo oder Staatssicherheit sein könnte. Deshalb fragte er, „können wir nicht woanders hin gehen und unser Gespräch fortsetzen?“ Heinrich willigte sofort ein. Ihr Bier war ausgetrunken und sie verließen die Kneipe. Heinrich schlug vor, sich in sein Auto zu setzen.

Als sie es sich bequem gemacht hatten, zeigte Heinrich seinem neuen Bekannten den Goldbarren. Der brachte nur ein „Oh, hallo, so was habe ich noch nicht gesehen“ heraus. „Ich, bis vor drei Wochen auch nicht. Mein Onkel ist gestorben und ich habe beim Ausräumen der Wohnung diesen Barren gefunden“ entgegnete Heinrich. „Wie schwer ist denn das gute Stück?“ „Ganze zwei Kilo“, „Kann man da nicht drei kleinere Barren draus machen, dann ist das Risiko, dass es gefunden wird, geringer!“ „Sicher, das ist leicht möglich, würdest Du dann in das Geschäft einsteigen? Antwortete und fragte Heinrich zugleich, sichtlich erleichtert. Mit einem einfachen „ok.“ erklärte der LKW-Fahrer sein Einverständnis. Beide strahlten über das ganze Gesicht und reichten sich die Hände. „Ich bin der Heinrich“, „und ich der Rolf“ tauschten sie die Namen aus. Ehe sie sich trennten, schlug Heinrich vor, „Bevor du das nächste Mal wieder nach >Drüben< fährst, bekommst du von mir das Gold in drei Portionen. Wann wird denn das wieder sein?“ Rolf nannte ihm als Termin den Mittwoch der darauf folgenden Woche. „Du musst genau früh um sechs kurz vor Ende dieser Straße stehen. Dort gibst Du mir die Päckchen.“ „Alles klar, Rolf.“ Heinrich reichte ihm noch einmal die Hand und startete sein Auto.

Es war für ihn kein großes Problem, die alte Form, in der er den ersten Barren gegossen hatte, so umzubauen, dass er darin Kleinere gießen konnte.

Er kürzte die vier Seiten der Form auf ein Drittel und verschweißte diese an den Ecken miteinander. So erhielt er drei gleich große Formen.

Den ersten Barren von zwei Kilo schmolz er in der Schüssel und teilte das Schmelzgut auf die drei neuen Formen auf. So erhielt er die von Rolf verlangte Größe, die beim Grenzübertritt leicht zu verstecken waren. Zufrieden mit sich und seinem Werk, wog er die drei neuen Barren und wickelte sie unverfänglich in Zeitungspapier. Jeder von ihnen wog etwas mehr als 666 Gramm. In seiner alten Aktentasche trug er sie ins Arbeitszimmer. Greta würde nicht im Entferntesten daran denken, dass sich darin Gold im Wert von mehr als fünfzigtausend Mark befand. Dieser Gedanke belustigte ihn und zauberte wie so oft in den letzten Wochen ein freundliches Lächeln in sein Gesicht. Darüber freute sich seine Greta am meisten.

Die Tage vergingen viel zu langsam, bis er endlich in den frühen Morgenstunden das >Schmuggelgut< an Rolf übergab. „Viel Glück und mach Deine Sache ordentlich“, rief er ihm noch zu.

Noch ungläubig schaute Rolf in seiner Fahrerkabine auf die alte Aktentasche, die auf dem Beifahrersitz lag. „Auf was habe ich mich bloß eingelassen?“ fragte er sich. Dann begann auch er zu rechnen. „Zehn Prozent vom Erlös hatte er mit Heinrich vereinbart. Die Frage war nur, was würde er für das Gold bekommen? Das konnte er nur abwarten. Sein erster Anlaufpunkt war in Lübeck ein Großhändler im Industriegebiet. Anschließend musste er nach Hamburg und Bremerhafen. Auf dem Rückweg zur Autobahn in Lübeck fuhr er ziemlich nahe an der Innenstadt vorbei. Es war nicht einfach, für seinen LKW einen geeigneten Parkplatz zu finden.

Das kostete ihm viel Zeit. Endlich hatte er ein Schmuckgeschäft gefunden. Ihm gingen immer wieder die Augen über, wenn er im >Westen< solche Geschäfte sah. Mit der alten Aktentasche in der Hand, war ihm recht flau im Magen. Dann gab er sich einen Ruck und ging hinein. In allen Ecken des Ladens tckten Uhren. Von der modernsten Wohnzimmeruhr bis zur Schwarzwälder Küchenuhr, war alles vorhanden. An den Wänden standen riesige Glasvitrinen mit Armbanduhren, Perlenketten und allen möglichen Ringen. Hinter dem Ladentisch stand ein älterer Herr in einem feinen grauen Anzug. Die hellblaue Seidenkrawatte verzierte eine silberne Nadel mit einem blauen Stein in der Mitte. Da noch eine jüngere Frau vor ihm bedient wurde, hatte er genügend Zeit sich umzusehen. Sein Lampenfieber wurde davon aber nicht weniger. Dann war er an der Reihe. „Wie kann ich Ihnen helfen?“ hörte er ihn sagen. „Kaufen Sie Edelmetall auf?“ fragte Rolf kurz.

Der Herr hinter der Ladentafel setzte ein ganz freundliches Gesicht auf und erwiderte „Selbstverständlich, mein Herr. Was haben Sie denn anzubieten?“ Rolf kramte aus seiner Tasche eines der kleinen Päckchen, wickelte das Zeitungspapier ab und legte mit roten Ohren den Barren auf eine mit rotem Samt ausgeschlagene Platte. „Das ist ja ein seltenes Stück“, blieb der Verkäufer freundlich. Nahm den Barren in die Hand, tat so, als ob er es so wiegen könnte und drehte sich in Richtung einer mittelgroßen Waage. „Na, dann wollen wir mal“ sagte er leutselig. Die linke Schale der Waage ging ganz nach unten, als er den Barren hinein legte.

Dann nahm er aus einem Holzkasten sie Gewichte für die rechte Schale. Drei Gewichte waren notwendig, bis das Gleichgewicht zwischen den Schalen hergestellt war. Erst jetzt brach der Verkäufer sein Schweigen. „Das sind ja ordentliche 665 Gramm“, tat er erstaunt. „Jetzt müssen wir es noch prüfen“ Dazu ging er in einen Nebenraum, wo er an einer Maschine hantierte, die summt, wie der Bohrer beim Zahnarzt. Das dauerte keine drei Minuten. Mit einer silbernen Schale, worin das Goldstück sowie eine winzige Spirale in gleicher Farbe lag, kam er zurück. Anschließend nahm er eine kleine Flasche aus einem Schubfach, die aussah, als ob darin Nasentropfen wären. Einen Tropfen gab er auf den Bohrspan, der wie eine Spirale aussah. Dann schaute er lächelnd Rolf an und begann wichtiguerisch „Also, hier haben wir tatsächlich 665 Gramm 999er Gold, das ist nicht wenig und das wollen Sie verkaufen?“ „Ja, selbstverständlich“ antwortete Rolf. „Jetzt wollen wir einmal rechnen“, sprach der Mann weiter. „Für das Gramm gibt es im Ankauf als Tagespreis 40,03 D-Mark. Das macht >Summa Summarum< 26.619,95 D-Mark.“ Riss den Papierstreifen der Rechenmaschine ab und legte ihn vor Rolf. Der staunte nicht schlecht und „dachte, hoffentlich hat er so viel Geld in der Kasse.“ Er hatte. „Einen Moment bitte, dazu muss ich an meine >Schatztruhe< gehen.“ Nach einer Minute kam er aus dem Nebenraum zurück und blätterte sechszwanzig Tausender, sechs Hunderter vor ihn hin, den Rest nahm er aus der Tageskasse. Anschließend griff er nach einem Block mit Formularen, füllte etwas aus und legte das Formular vor Rolf und sagte, „Sie müssen noch den Ankaufschein unterschreiben“ Das war für Rolf das geringste Übel.

Nach dem er etwas, nur nicht seinen Namen, auf das Formular gekritzelt hatte, schob er die Scheine zusammen und steckte diese mit dem Kleingeld in seine linke Jackentasche. Als er gehen wollte rief der Verkäufer oder war es auch der Inhaber des Ladens? hinterher, „Moment, junger Mann, ich gebe Ihnen einen Umschlag,

Sie wollen doch das viele Geld würdig nach Hause tragen! Rolf wurde wieder rot über beide Ohren ging zum Ladentisch zurück und ließ sich bereitwillig helfen, das Geld in den A5 Briefumschlag zu verstauen. Rolf bedankte sich und hörte den Verkäufer sagen, „Alles Gute noch einmal und beehren Sie mich einmal wieder“. Als Rolf auf der Straße stand dachte er nur, „nichts wie weg hier“. Schnell saß er in seinem Fahrerhaus und fuhr so schnell wie möglich nach Hamburg. Den Weg zu seiner nächsten Lieferadresse kannte er von einigen vorherigen Fahrten. So viel Geld hatte er noch nie in seinen Händen gehalten und das in >West<. Er war noch wie benommen von diesem Gefühl. In der Hamburger Spedition ging alles reibungslos. Von den Transportarbeitern wurde er mit „Hallo, der Ossi ist wieder da, willst du dich wieder einmal im goldenen Westen satt essen?“ begrüßt. Genau so scherzhaft rief er zurück „Ihr Ganoven, habt wohl nichts zu tun, dann beeilt Euch mal, ich will noch auf die Reeperbahn!“ Tatsächlich war er nach dreißig Minuten wieder vom Hof. Mindestens eine halbe Stunde hat er gut gemacht.

Er wusste, dass es im Stadtteil St. Georg einige Goldschmiede gibt. Wieder war es ein Problem, den LKW zu parken. Mit der Straßenbahn fuhr er vier Stationen, am Hauptbahnhof vorbei, bis in das Geschäftsviertel von St. Georg. Ein Schmuckgeschäft zu finden, war auch dieses Mal nicht sehr schwer. Er betrat einen Laden, der ganz anders ausgestattet war, als der in Lübeck. Es war ein türkisches Geschäft. Rolf war allein im Geschäft, bis kurz darauf ein junger Mann mit einem Oberlippenbärtchen aus einem Nebenraum den Verkaufsraum betrat. Rolf war jetzt nicht mehr so schüchtern. Entweder, weil der Verkäufer jünger als er war oder hatte er schon etwas mehr Routine. „Ich möchte etwas Gold verkaufen.“ Kam Rolf gleich auf den Punkt. „Und legte die zwei restlichen Barren auf die Ladentafel. Es war recht kühn von ihm, gleich mit den zwei Stücken heraus zu kommen. Der Verkäufer zeigte aber Interesse und nahm ohne Kommentar den einen Barren in die Hand, um Das Gewicht abzuschätzen. Nach einer Weile sagte er, „Oh, das sind ja mehr als 500 Gramm.“ „Na, da werden wir gleich einmal beide Stücke wiegen.“ Nahm sie und verschwand kurz im hinteren Nebenraum, der die Werkstatt zu sein schien. Da es sehr schnell ging und er mit einem Papierstreifen zurückkam, musste er eine elektronische Waage benutzt haben. Als Gewicht standen 1.327 Gramm auf dem Zettel gedruckt. „So, jetzt müssen wir nur noch den Goldgehalt feststellen“ sprach der junge Mann. Dazu ging er aber nicht in seine Werkstatt, sonder nahm auch eine Flasche, wie der Verkäufer in Lübeck und betropfte mehrere Stellen beider Barren.

Er lächelte über das ganze Gesicht und sprach, „Es ist gutes Gold, 999er, das bekommt man selten angeboten.“ Anschließend nahm er eine Tabelle in die Hand, schrieb einige Zahlen auf den Zettel mit dem Gewicht und wählte am Telefon eine Nummer. Rolf hörte ihn in einer ihm fremden Sprache einige Worte sprechen. Nach einem „ok.“ kam er zum Verkaufstresen zurück und sagte zu Rolf, „Der Tagesaufkaufspreis liegt bei 40,03 D-Mark, das wären bei der Menge 53.119,81 Deutsche Mark. So viel Geld habe ich nicht im Geschäft. Wenn Sie etwas Zeit hätten, würde ich das Geld beschaffen. Das dauert etwa eine halbe Stunde.“ Rolf dachte sofort „Scheiße, hätte ich bloß nicht gleich alles angeboten, jetzt holt er vielleicht die Kripo? aber warum sollte er das tun, es ist doch bestimmt für ihn auch ein gutes Geschäft?“ Letztendlich stimmte Rolf zu, in einer halben Stunde wieder zu kommen. Der Verkäufer gab ihm freundlich die Hand und verabschiedete sich vorerst mit den Worten, „Also, bis in einer halben Stunde“. Als Rolf wieder auf der Straße stand, hörte er, wie der Laden von innen verschlossen wurde. Dann spazierte er auf der Straße weiter, von Schaufenster zu Schaufenster. Aber so richtig konzentrieren konnte er sich nicht. Ihm schwirrten nur noch Zahlen im Kopf herum. „Das sind fast achtzigtausend D-Mark und damit soll ich über die Grenze? Wenn ich erwischt werde, gibt es bestimmt einige Jährchen dafür. Wer weiß, wo der Heinrich überhaupt das Gold her hat? Aber das will ich auch nicht wissen, Hauptsache, ich bekomme meine zehn Prozent, das sind rund achttausend D-Mark. Was soll ich eigentlich mit D-Mark, im Intershop einkaufen, das ist mir zu gefährlich.“

Da wird man vielleicht vom Zoll gefilmt. Ich könnte höchstens hier im >Westen< einige Geschenke für Weihnachten einkaufen. Doch zu teuer dürfen die auch nicht sein, da wird meine Frau misstrauisch. Mehr als tausend D-Mark brauche ich eigentlich nicht. Den Rest tausche ich am besten hier auf einer Bank in Ost-Mark um.“ Ganz in diese Gedanken versunken, merkte Rolf gar nicht, wie die Zeit verging. Die halbe Stunde war schon herum. Fünf Minuten später stand er erneut in dem Schmuckgeschäft. Als der Verkäufer ihn wieder begrüßte, kam aus der Werkstatt ein älterer Mann. Typisch türkisch aussehend und mit einem grauen Vollbart Auch er gab Rolf recht freundlich die Hand. Er sagte zu Rolf „Ich freue mich, wenn mein Sohn so gute Geschäfte macht, aber das große Geld verwalte ich noch. Ich habe auch ein Schmuckgeschäft, nicht weit von hier.“ Bevor er die Brieftasche aus seiner Jacke holte, legte sein Sohn den Zettel mit dem maschinell errechneten Ankaufspreis vor ihm hin. Dann zählte der Vater die Geldscheine auf den Ladentisch.

Dieses Mal waren es neben einigen Tausender mehr 100 DM-Scheine. Der junge Mann gab ihm eine Kunststofftüte, in der Rolf das viele Geld verstaute. Mit gestenreichen Worten wurde er von Vater und Sohn verabschiedet. Sie forderten ihn noch auf, bald wieder zu kommen. Scheinbar verdienten sie bei solchen Geschäften recht gut.

Jetzt musste Rolf nur noch schauen, wo er eine Bank findet, um siebentausend >West< in Ostmark einzutauschen. Das war gar nicht schwer. Banken schien es wie Sand am Meer zu geben. Eine nach der anderen auf der gleichen Straße in St. Georg. Er betrat die am nächsten gelegene Bank und steuerte geradewegs auf einen Schalter zu, hinter dem eine junge hübsche Frau stand. Rolf legte sieben eintausend DM Scheine vor sie hin und bat, diese in >Ostmark< zu tauschen. Freundlich sah sie ihn an und verwies ihn an eine Kollegin, die eine Tauschbescheinigung ausstellen würde. Dieser Aufforderung kam er sogleich nach und wurde von dieser Angestellten gebeten, Platz zu nehmen. Beim Ausfüllen und berechnen des Umtauschkurses fragte sie so nebenbei, „Sie wollen wohl in der DDR investieren?“ „Nein, nein“, beeilte sich Rolf zu sagen, „Meine Eltern leben noch dort und ich will sie bei einer Hausreparatur unterstützen“ redete er sich heraus. Die junge Angestellte erwähnte noch, bevor sie ihm den Umtauschschein übergab „Sie haben heute Glück, der Kurs steht Eins zu Fünf, gestern lag er noch Eins zu Vier“. Rolf ging wieder zum Kassenschalter und nahm für seine siebentausend DM fünfunddreißigtausend Mark der DDR in Empfang. Etwas mehr als zwei Stunden hat ihn die ganze Verkaufs- und Umtauschaktion gekostet. Dafür hat er soviel verdient, wie sonst in eineinhalb Jahren harter Arbeit. Jetzt galt es nur noch ohne erwischt zu werden, sicher über die Grenze zu kommen. Im nächsten Schreibwarenladen kaufte er noch fünf Briefumschläge, verteilte das Geld auf diese. Eine halbe Stunde später saß er in seinem LKW in Richtung Bremerhafen. Danach verlief seine Weiterfahrt sowie das End- und Beladen an seiner letzten Anlaufstelle ohne Schwierigkeiten und recht zügig.

Gegen dreiundzwanzig Uhr kam er wieder zur Grenzübergangsstelle. Die Umschläge mit dem Geld waren gut versteckt. Die Westdeutschen Zöllner studierten wieder ewig lang die Frachtpapiere und auf Ostdeutscher Seite wollten sie wissen, ob er „Schund- und Schmutzliteratur“, darunter verstanden sie Bildzeitung, Spiegel, Stern oder Pornozeitungen“ mit sich führte. Danach stand ihm weis Gott nicht der Sinn.

„Die würden sich wundern, wenn sie wüssten, was ich bei dieser Fahrt verdient habe“, dachte sich Rolf und zeigte ihnen sein beste Unschuldsmine. Bei der nächsten Raststätte gönnte er sich ein Schnitzel mit Kartoffelsalat. Bevor er weiterfuhr, machte er noch ein kleines Nickerchen. Inzwischen war es nach Mitternacht und er hatte noch etwa sechs Stunden Fahrt vor sich. Mit Heinrich war er, am Freitag siebzehn Uhr in der Kneipe „Zur Sonne“ verabredet. So konnte er wenigstens am nächsten Tag richtig ausschlafen. Bis er eine akzeptable Erklärung gegenüber seiner Frau für seinen plötzlichen Reichtum gefunden hat, konnte er damit nicht viel anfangen. Lediglich zu Weihnachten wird er für Geschenke etwas mehr ausgeben können, ohne dass es auffällt.

Wie geplant, übergab Rolf am nächsten Abend an Heinrich, in dessen Auto, einen Betrag von 72.739,76 D-Mark. Die von ihm in Hamburg getauschten siebentausend DM hatte er abgezogen, wogegen Heinrich nichts einzuwenden hatte. Als beide ihr Geld verpackt hatten, schaute Heinrich seinem Partner grinsend ins Gesicht. Rolf schaute zurück und fragte, „Du hast doch noch etwas auf Lager?“ Heinrich nickte. Immer noch lächelnd fragte er „Sag mal Rolf, hat es sich für Dich gelohnt und würdest Du noch einmal so eine Tour machen?“ Rolf schaute zunächst aus der Frontscheibe des Autos, ehe er nach einer Weile des Überlegens antwortete, „Nicht dass ich Angst hätte, aber ich wüsste gar nicht, was ich mit dem Geld machen sollte. Meine Frau ist doch nicht blöd, sie würde mir sofort Fragen stellen, wenn ich beim Geldausgeben großzügiger werde. Für krumme Dinger ist sie nämlich nicht zu haben.“ Jetzt zeigte sich, dass Heinrich der Intelligenteste der drei an dem Geschäft Beteiligten war. Für jedes Problem hatte er eine Lösung parat. So fragte er Rolf, ob er im Westen Verwandtschaft habe. „Einen Cousin hat er in Bremen, mit dem er aber seit den fünfziger Jahren keinen Kontakt besitzt“. „Das ist gut“, Sprach Heinrich weiter „wenn Du jetzt von einem Rechtsanwalt aus dem Westen einen Brief bekommst worin der Dir mitteilt, dass der Cousin verstorben ist und Dir einhunderttausend DM vererbt hat. Würde das Deine Frau glauben?“ „Im ersten Moment hätte sie bestimmt Zweifel, aber letztendlich würde sie es glauben.“ Gab Rolf zu. Heinrich sprach weiter „Wenn du in Hamburg oder Bremen bist, egal wo, es müsste nur im Westen sein, zu einem Anwalt gehst und ihn bittest, dir einen solchen Brief zu schreiben, dann wärst Du Deiner Frau gegenüber gedeckt. Dann richtest Du dir in Hamburg ein Konto ein und zahlst regelmäßig deinen Anteil ein.“

Von dem Konto kannst du an die Forum-Gesellschaft in der DDR Beträge überweisen, für die du im Osten Forumschecks bekommst und über den <Intershop der DDR> ein Auto, Möbel oder gar ein Haus von Neckermann dir liefern lässt. Wäre das was?“ Rolf war beeindruckt, was Heinrich alles weiß. Deshalb sagte er seinem Partner, „Dumm ist das nicht, Rechtsanwälte machen doch für Geld alles und meine Frau würde das auch abkaufen. “Heinrich, Du bist der Größte, ich vertraue Dir, aber stürze mich nicht ins Verderben. Gib mir Bescheid, wenn Du wieder etwas hast. Ich bin jeden Freitag um die gleiche Zeit in der „Sonne“.

Mit Köhler traf sich Heinrich wenige Tage später, gab ihm seinen Anteil und forderte ihn auf, über Heinz eine zweite Lieferung mit Goldpulver zu beschaffen. Obwohl Köhler als Geschäftsmann an den Umgang mit viel Geld gewöhnt war, beeindruckten ihn die mehr als fünfunddreißigtausend D-Mark ganz schön. Im Kopf rechnete er die Summe gleich in DDR-Mark um, das waren einhundertachtzigtausend. Davon muss er zwar etwas an Heinz abgeben. Das wird aber nicht groß ins Gewicht fallen. So kam es auch.

Heinz hatte schon mehrmals bei Köhler im Geschäft angerufen und wollte wissen, ob alles klar gegangen sei. Als sie sich dann wieder trafen und Köhler ihm in einem Briefumschlag mit eintausend DM über den Tisch schob, war er recht zufrieden und sagte ganz locker „Auf ein Neues“. „Wenn möglich, die gleiche Menge“, gab Köhler zurück und dachte noch, „wenn du wüsstest, was bei dem Geschäft wirklich heraus gekommen ist. Dafür war Heinz viel zu naiv und anspruchslos, um in solchen Dimensionen zu denken. Ihm würde ein gebrauchtes Auto, ein „Saporoshez“, genügen. Der kostete auf dem Schwarzmarkt nicht mehr als achttausend Mark der DDR. Es war eigentlich mehr der Reiz, etwas Verbotenes zu tun und den Betrieb zu beschädigen, der ihm für seine schwere und verantwortungsvolle Arbeit nicht mehr als achthundertfünfzig Mark im Monat bezahlt. Auf diese Weise wollte er sich einfach rächen und seine Chefs schädigen.

Der Trick mit dem Traubenzucker hat ja bisher ganz gut funktioniert. Einmal wurde er am Tor kontrolliert. Der Pförtner hat nur zu ihm gesagt „Du bist wohl jetzt unter die Gesundheitsbewussten getan?“ Mit einem kurzen Lachen, war die Sache für ihn abgetan.

Nach einer Woche hatte er wieder zwei Kilo zusammengetragen und Köhler davon informiert. Zwei Tage später traf der sich mit Heinrich und übergab ihm den „Traubenzucker“.

Bei dieser Gelegenheit fragte Köhler, ob es Heinrich möglich wäre, ihm beim Tausch der D-Mark in „Ost-Mark“ behilflich zu sein. Der versprach ihm, beim nächsten Mal seinen Anteil in „Ost-Mark“ zu beschaffen.

Heinrich wartete nicht lange und „zauberte“ wieder das Pulver zu Salzsäure und Gold. Wie beim ersten Mal durchströmte ihn ein Glücksgefühl, als er sah, wie das Gold in der Flamme des Schweißbrenners zerfloss und zu Barren sich formte.

Es waren sogar zweieinhalb Kilo, als er die drei Stücke wog. Davon wollte er aber Köhler nichts erzählen. Einen Barren wollte er für sich behalten. Er sollte der Grundstock für seinen „Goldschatz“ sein. In der Garage stemmte er deshalb unter dem Fenster den Beton auf, schaufelte ein rechteckiges, etwa achtzig Zentimeter tiefes Loch und kleidete es mit Beton aus. Als Abdeckung verwendete er eine alte Holzplatte, die sich noch in seiner Garage befand.

Zweimal wartete Heinrich umsonst in der Nähe des VEB Kraftverkehr Meißen, um ihm das Gold zu übergeben. Beim dritten Mal sah er ihn endlich aus dem Betrieb kommen und gab kurz ein Zeichen mit den Scheinwerfern seines Autos. So unauffällig wie möglich, kam Heinz zum Auto und setzte sich neben Heinrich. Dabei war klar, was der von ihm wollte. Das Gold befand sich wieder in der alten Aktentasche, die Heinrich ihm wortlos auf den Schoß legte. Dann nach einer Weile fragte er Heinz, „wann fährst du wieder?“ „in einer Woche muss ich wieder nach Hamburg.“ Antwortete der Kraftfahrer. „Dein Anteil ist wieder zehn Prozent, es sind dieses Mal zwei Stücken mit insgesamt etwa eintausendsiebenhundert Gramm. Was Du mit Deinem Anteil machst, ist mir egal, aber die anderen neunzig Prozent versuche bitte in Ost-Mark zu tauschen. Gehe aber bitte zu verschiedenen Banken, sonst fällst du vielleicht auf!“ Mit der Tasche und den von Heinrich erhaltenen Anweisungen stieg Heinz aus dem Auto und ging noch auf ein Bier in die „Sonne“. Wieder spürte er ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend, dass erst nachließ, als er sein Bier ausgetrunken hatte. Sollte er wirklich in Hamburg ein Konto für sich einrichten und einen Anwalt aufsuchen? Auf keinen Fall durfte seine Frau von dem Gold erfahren!

Die Fahrt nach Hamburg verlief reibungslos. Das Gold war gut versteckt und die Zöllner hatten nichts auszusetzen. Irgendwie freute er sich, bei dem türkischen Goldschmied zu erscheinen. Der wird wohl ein erstauntes Gesicht machen, wenn er ihn schon wieder sieht? So war es dann auch. Mit einem freundlichen „Hallo“ wurde Heinz empfangen.

„Haben Sie wieder einen Schatz ausgegraben?“ fragte der junge Mann. Heinz strahlte über das ganze Gesicht und legte die zwei Goldstücke mit den Worten „es müssten etwa eintausendsiebenhundert Gramm sein“, auf den Ladentisch. „Na, dann wollen wir doch gleich einmal sehen, was sie uns mitgebracht haben? Sprach der junge Türke und verschwand kurz in seiner Werkstatt. Mit dem Gold und dem Wiegezettel in der Hand kam er gleich wieder und legte den Zettel vor Heinz auf den Tisch neben die Goldstücke. Es waren eintausendsechshundert- sechzig Gramm. Dann sah er dem Goldschmied zu, wie der mit der ihm bekannten Prozedur den Goldgehalt prüfte. „999er Gold“ stellte er fest und konnte sich die Frage nicht verkneifen „Wo haben Sie denn so ein reines Gold her? Das bekomme ich sonst selten zu sehen und dann noch in so einer ungewöhnlichen Form?“ Einen kurzen Moment schaute Heinz bei dieser Frage auf seine Schuhspitzen ehe er log, „Ich wohne in Dresden und mein Bruder besitzt dort auch einen kleines Schmuckgeschäft. Er kauft, genau wie Sie, das Gold der Kunden auf. Die Ankaufpreise sind aber nicht so hoch, dass es sich lohnt.“

Deshalb hat er es eingeschmolzen und mich gebeten, in der Bundesrepublik zu verkaufen. Dadurch bin ich hier.“ Der Junge Türke hörte aufmerksam zu, nickte interessiert und sagte, „Sie haben heute Glück, in meinem Tresor ist genügend Geld, so dass ich Sie gleich bezahlen kann.“ Dann griff er zum Telefon und erkundigte sich nach dem Tageskurs. Er lag an diesem Tag bei 40,05 D-Mark für das Gramm. Somit erhielt Heinz anschließend etwas mehr, als sechshunderttausendsechshundert D-Mark. Mit feuchten Händen verstaute er sechshunderttausend Scheine, sieben Hunderter und das Kleingeld. „Oh Gott, ist das wieder viel“, dachte er sich. Das kann ich so nicht zur Bank bringen.“ Nach verlassen des Schmuckgeschäftes kaufte er in einem Schreibwarenladen mehrere Briefumschläge und schrieb auf jeden Umschlag die Summe und verstaute das Geld wieder in der alten Aktentasche. Schon vor einigen Wochen hatte er festgestellt, dass in St. Georg einige Bankfilialen vorhanden waren. In die Bank vom ersten Mal wollte er aber nicht wieder gehen. Deshalb führte ihn sein nächster Weg in eine andere. Diese Bank war ähnlich eingerichtet, wie die andere, wo er erstmals D-Mark umgetauscht hat. Zunächst wollte er für sich ein Konto einrichten und danach erst das Geld tauschen. Bevor er an der Reihe war, setzte er sich in einen bequemen Sessel und wartete, bis er aufgerufen wurde. Dann setzte er sich an den Tisch einer jungen Angestellten, die ihn nach seinem Anliegen fragte.

„Ich bin aus der DDR und beruflich hier in Hamburg. Da ich einige tausend D-Mark geerbt habe und das nicht das ganze Geld mit über die Grenze nehmen will, möchte ich bei Ihnen ein Konto eröffnen.“ Log Heinz auch dieser Angestellten etwas vor. „Das ist überhaupt kein Problem“ erhielt er zur Antwort. Die junge Frau füllte einige Formulare aus, wozu er ihr auch seinen Personalausweis aushändigen musste. Jetzt hatte sie seine kompletten Personalien. Das beunruhigte ihn etwas. Scheinbar bemerkte die Angestellte das, lächelte ein wenig und bemerkte dazu, „die Angaben werden nur für unsere Bank benötigt“. Damit konnte sie ihn nur wenig beruhigen.

Dennoch zahlte er gleich sechstausendsechshundert D-Mark auf sein neues Konto ein. Da er nun ein Kunde der Bank war, gab es keine Probleme beim Umtausch von zwanzigtausend D-Mark in Ost-Mark. So, wie Heinrich es ihm aufgetragen hatte. Jetzt war die Tasche noch dicker, denn aus den D-Mark wurden plötzlich einhunderttausend „Ost- und vierzigtausend Westmark“. Das kostete ihm ganz schön Nerven, waren doch noch die restlichen D-Mark umzutauschen. Zu dem Zweck suchte er noch eine Sparkasse und eine Volksbank auf, wo auch alles glatt lief. Diese Summen machten ihn schwindelig. Jetzt musste er insgesamt dreihunderttausend Ost-Mark über die Grenze schleusen. Die verteilte er auf fünf Pakete und wickelte das Geld in altes Zeitungspapier. Jetzt musste er nur noch geeignete Verstecke in seinem LKW finden. Tatsächlich waren diese Verstecke so gut gewählt, da er unbehelligt die Grenze passieren konnte. Brenzlich wurde es für ihn, als er bei der Einreise in die DDR vom Zoll aufgefordert wurde, die Fahrerkabine zu verlassen.

Erst schnüffelte ein Hund nach Drogen und anschließend ein Beamter nach allen anderen Dingen. Mit gespielter Gleichgültigkeit überstand Heinz diese für ihn gefährliche und Nerven aufreibende Situation. Es dauerte anschließend schon einige Kilometer, bis sein Adrenalinspiegel wieder normal war. Spät in der Nacht kam er in Meißen an. Als er dann in seinem Bett lag, fand er noch lange keine Ruhe zum Einschlafen. Deshalb fühlte er sich am nächsten Morgen noch wie zerschlagen. Jetzt galt es für ihn, das Geld, das noch immer in seinem LKW versteckt war, an Heinrich zu übergeben. Zwei Tage später war auch das erledigt. Heinrich wartete wie immer mit seinem Auto in der Nähe der Arbeitsstelle. Die Tasche mit dem Geld war schnell übergeben. Doch Heinrich wollte genau wissen, wie in Hamburg und an der Grenze alles ablief. Sichtlich zufrieden trennten sich die beiden und eine nächste „Aktion“ war verabredet. Auch Köhler und Rolf bekamen bald ihr Geld durch Heinrich.

In den darauf folgenden sechs Monaten gelang es Rolf in Freiberg zwanzig weitere Kilo Goldpulver unentdeckt aus der Edelmetallscheideanstalt zu schmuggeln. Inzwischen konnte er sich dadurch ein „Traumauto“ auf einem Gebrauchtwagenmarkt kaufen. Seiner Frau erzählte er etwas von Überstunden und Prämien, so dass sie nicht misstrauisch wurde.

Köhler legte Wert darauf, dass die Hälfte seines Anteils jeweils in DDR-Mark durch Heinz umgetauscht wurde. So waren es mittlerweile fast eine Million, die er natürlich nicht auf ein Bankkonto aus Sicherheitsgründen einzahlen konnte. Sein Vermögen an D-Mark summierte sich inzwischen auf einige hunderttausend Mark, die er gleichfalls in einem sicheren Versteck aufbewahrte. Das Wissen um das viele Geld ließ ihn, so wie es Heinrich geahnt hatte, mit der Zeit leichtsinnig werden. Für das Geschäft stellte er eine Mitarbeiterin ein. Das ermöglichte ihm, nicht jeden Tag im Geschäft anwesend zu sein. Seine Frau war glücklich darüber, dass er sein Geschäft so „erfolgreich“ führte und sie reichlich mit schönen Kleidern, Schmuck und einem Auto beschenkte. Er ließ keine Gelegenheit aus, seine Kontakte zu anderen Geschäftsleuten auf ein höheres Niveau zu stellen.

Von einem Kürschnermeister kaufte er einige wertvolle Gegenstände aus Meißner-Porzellan, die der wiederum zu Spekulationszwecken von einem anderen Geschäftsfreund erworben hatte und in seiner KFZ Werkstatt zahlte er nur noch mit D-Mark und das sehr großzügig. Auch einige kostspielige Reisen gönnte er sich und seiner Frau. Er dachte kaum darüber nach, dass sein veränderter Lebenswandel anderen Leuten in seiner Umgebung auffiel.

Im Gegensatz dazu ließ Heinrich seine „Schatzkammer“ weiter wachsen, ohne dass andere Personen davon Kenntnis erhielten. Nach wie vor nicht einmal seine Frau. Es wurde aber an der Zeit, dass er ihr eine Freude macht und mit ihr nach Prag fährt. Vaclav hatte angerufen, um mit ihm über ein Geschäft zu reden. Das kam Heinrich wie gerufen, denn die Reifen seines „Lada“ waren soweit abgefahren, dass er sich kaum noch auf die Straße traute. Alle Bemühungen in Dresden und Umgebung neue Reifen zu kaufen, waren vergebens. Weder für Geld noch gute Worte.

Für Vaclav sollte das in Prag kein Problem sein, er hatte ja überall seine Beziehungen. Greta hatte bei ihrem letzten Besuch in Prag am „Alten Markt“ ein Kristallgeschäft entdeckt, das sie unbedingt aufsuchen wollte.

Diesen Gefallen wollte er ihr tun. Dafür eines seiner Konten „anzuzapfen“ wollte er aber nicht. Das Geld sollte bleiben, wo es ist. Da kam ihm der Gedanke, etwas von dem Gold zu verwenden. Da die Barren zu groß waren, trennte er mit dem Schweißbrenner ein Stück ab. Das verformte er mit seiner, in einer Ecke der Garage stehenden, alten Blechwalze, zu einem zirka zwei Millimeter dünnen Streifen. Der sah nun aus, wie ein Stück Messingblech. Kein Zöllner der Welt würde auf den Gedanken kommen, dass dieses „Blech“ aus Gold ist. Das Gewicht betrug zweihundertdreißig Gramm, die neuntausendzweihundert D-Mark entsprachen. Damit sollte es ein Leichtes sein, Gretas Wünsche zu erfüllen und einen Satz Autoreifen zu bezahlen. Heinrich telefonierte noch mit Vaclav, bevor er mit Greta die Fahrt einige Tage später antrat. Sein Freund notierte sich die notwendigen Angaben für die Reifen und versprach Heinrich, ihm auch ein interessantes Geschäft anbieten zu können. Damit war natürlich seine Neugier erneut geweckt. „Hoffentlich entdecken die Grenzkontrolleure nicht seine abgefahrenen Reifen“

Diese Sorge war aber unnötig. Bei der Grenzkontrolle interessierten sich die deutschen Zöllner für das Geld, das sie bei sich führten und ob sie Waren aus der DDR ausführten, die zu verzollen sind. Treuherzig verneinte er natürlich alle diese Fragen und sie konnten unbehelligt in die CSSR einreisen. Die Begrüßung durch Lena und Vaclav war wie immer euphorisch. Nach dem Mittagessen nahm Vaclav seinen Partner beiseite und sie machten es sich in seinem Arbeitszimmer, bei einem guten Bier, bequem.

„Was hast Du mir denn für ein Geschäft anzubieten?“ begann Heinrich das nun folgende Gespräch. „Also, Deine Reifen stehen bei Karol in der Werkstatt und müssen nur noch aufgezogen werde. Dann habe ich für Dich ein wertvolles Gemälde aus dem 19. Jahrhundert, das von einem italienischen Meister ist. Frage mich nicht, wie es in meinen Besitz kam.“

„Um seine Worte noch zu untermauern schlug Vaclav eine Broschüre auf, wo das Bild abgebildet war. Es war nicht sehr groß und ein in tschechischer Sprache verfasster Artikel stand darunter, den Heinrich natürlich nicht lesen konnte. Ihn interessierte eher, welchen Wert das Bild besitzt und was es kosten soll. Bevor Vaclav einen Wert von fünfzigtausend D-Mark nannte pries er es noch in höchsten Tönen an. Heinrich hörte die Summe und verdrehte gleich die Augen. Deshalb sagte Vaclav gleich zu ihm, „Weil Du mein Freund bist, kannst Du es aber für zwanzigtausend D-Mark bekommen!“ In Heinrichs Kopf drehten sich die Gedanken.

„Was soll er mit diesem Bild? Eine Wertanlage ist es allemal.“

Zum Verstecken im Keller oder auf dem Boden ist es zu schade. Wenn es schön aussieht, dann wäre es ja etwas fürs Wohnzimmer“. Vaclav bemerkte sofort, dass Heinrich nicht abgeneigt ist.

Deshalb stand er wortlos auf, ging zu einem Regal und entnahm das zirka 40 x 30 Zentimeter große und in ein Tuch gewickelte Ölgemälde. Heinrich war begeistert. Es hatte ein klassisches Motiv mit einer nur halb bekleideten Frau und einem Jüngling, der ihr zu Füßen kniete. Es war viel rot, blau und gelb zu sehen. Dadurch wirkte es nicht dezent sondern eher einprägsam und den Raum erhellend. Kurz und bündig, mit den Worten, „Ich nehme es“, stimmte Heinrich dem Geschäft zu. Ergänzte aber, „So viel Geld habe ich aber nicht dabei.“ „Das ist kein Problem. Ich weiß doch, dass ich mich auf Dein Wort verlassen kann.“ Beruhigte Vaclav ihn.

Heinrich musste jetzt noch mit seinem Freund darüber reden, wie er das Gold verkauft bekommt, damit er die Reifen und Gretas Einkäufe bezahlen kann. So wandte er sich ihm wieder zu und fragte, „Sag mal Vaclav, kennst Du einen Goldschmied oder jemand, bei dem ich etwas Gold verkaufen kann? Ich habe nämlich kein tschechisches Geld, um an Karol die Reifen zu bezahlen.“ Vaclav wog seinen Kopf bedächtig hin und her, tat so, als wenn das schwierig wäre. „Ich wüsste da jemanden, der vielleicht Interesse hat. Da müssten wir aber ein Stück mit dem Auto fahren. Also los, es wird nicht sehr lange dauern. Die Frauen können so lange warten und gehen anschließend einkaufen.“ Schlug er letztendlich vor.

Die Fahrt in Vaclavs Wagen dauerte nicht länger als zehn Minuten. Die schmalen Gassen und Straßen der Prager Altstadt beeindruckten Heinrich immer wieder. Sie hielten vor einem kleinen Laden und parkten das Auto zur Hälfte auf dem Gehweg. Die Glocke an der Ladentür schellte hell und ein weißbärtiger älterer Herr kam aus einem Nebenraum und rief erfreut „Dobri Vecer Vaclav, Du warst lange nicht mehr hier und wie ich sehe, hast Du einen Freund mitgebracht.“ Vaclav reagierte genau so euphorisch, „Milan ich grüße Dich. Ja, Du hast Recht, ich war schon lange nicht mehr bei Dir. Zu lange. Du weißt doch, als Geschäftsmann hat man immer viel zu tun. Aber heute habe ich Dir etwas anzubieten. Mein Freund aus Dresden braucht Geld, Die Grenzkontrollen sind aber zu gefährlich, um mehr als erlaubt bei sich zu haben. Deshalb möchte er Dir ein paar Gramm Gold verkaufen.“ Heinrich hörte den beiden Tschechen zu, ohne etwas zu verstehen.

Lediglich am Tonfall der Worte konnte er es erahnen. Vaclav wandte sich jetzt ihm zu und reflexartig entnahm er der Innentasche seines Übergangsmantels das in Lappen eingewickelte Gold.

Der graubärtige Herr schaute misstrauisch, als er diesen „Blechstreifen“ sah. Belustigt schaute er Vaclav an und fragte, „Das soll Gold sein? Die Farbe stimmt ja, aber als Blech habe ich Gold noch nicht in den Händen gehalten.“ Vaclav wurde unruhig und forderte ihn auf, es doch einfach zu prüfen. Aus einem alten Schrank, der hinter ihm stand, entnahm der alte Milan ein Säurefläschchen und prüfte das Gold. Als Fachmann, der er zu sein scheint, stellte er sofort fest, dass es sich um 999er handelt. „Tatsächlich, es ist sogar sehr gutes Gold, da werden sich aber einige Goldschmiede in Prag freuen“, sprach Milan beruhigt.

Auch Vaclav atmete auf, denn er wusste ja nicht, woher das Gold stammt und wie Heinrich dazu gekommen ist. Jetzt ging es nur noch darum, den Preis auszuhandeln. Vaclav ergriff wieder die Initiative. „Milan, ehe wir weiter reden, wiege es doch erst einmal.“ Auf einer Anrichte, an der linken Wand des Ladens, stand eine nostalgische Waage mit Gewichten, die sich in einem Holzkasten befanden. Umständlich hantierte Milan damit, ehe er ein Gewicht von zweihundertdreißig Gramm ermittelt hatte. „Zweihundertdreißig Gramm, das ist eine ganze Menge, das sieht man diesem Stück gar nicht an.“ Vorsorglich schaute er noch einmal auf seine Gewichte, damit er sich ja nicht irrt. Einer Tabelle in einer kleinen Broschüre entnahm er den Festpreis, der in der CSSR immer ein halbes Jahr Gültigkeit hat. Für das Gramm werden zweihundertachtzig tschechische Kronen gezahlt. Das sind vierundsechzigtausendvierhundert Kronen, errechnete Milan. Vaclav übersetzte Heinrich das Ergebnis. „Sag ihm, dass ich mit vierundsechzigtausend zufrieden bin.“ Reagierte sein deutscher Freund darauf. Vaclav machte weiter Druck und forderte Milan auf, „So, jetzt gehst Du zu Deinem übervollen Panzerschrank und holst das Geld, wir haben nämlich noch mehr vor. Von dem forschen Ton Vaclavs sichtlich beeindruckt, verschwand Milan hinter einem Vorhang und kam nach zwei Minuten mit mehreren Geldbündeln wieder. Darum waren Banderolen, die scheinbar von einer Bank stammten. Vaclav zählte das Geld und übergab es Heinrich, der es in die Innentasche seines Mantels steckte.

Wieder im Auto, wollte Vaclav wissen, wo Heinrich dieses eigenartige Gold her hat. Der dachte überhaupt nicht daran, seine Quelle zu verraten. Er sagte nur lächelnd, „Ich bin auf eine <Goldader> gestoßen, mehr kann ich dir dazu nicht sagen. Zu deiner eigenen Sicherheit, verstehst Du?“ Vaclav verstand, „Quellenschutz“, so hat er es doch auch bisher gehalten. Wieder in Vaclavs Wohnung drückte Heinrich seiner Greta zehntausend Kronen in die Hand, damit sie endlich mit Lena einkaufen gehen konnte.

Nun wurde es Zeit, sich um die Reifen zu kümmern. Karol wartete schon ungeduldig, denn es war kurz vor Feierabend. Nach dem üblichen „Hallo und Dobri Vecer“ fuhr Karol Heinrichs Wagen auf die Hebebühne, demontierte die Räder und zog die neuen Reifen auf. Das dauerte nicht länger, als eine halbe Stunde.

„Was bin ich Dir schuldige?“ fragte Heinrich und holte aus seinem Mantel ein Bündel tschechische Kronen. „Eintausendzweihundert Kronen, weil Du es bist.“ Antwortete der Werkstattmeister. Heinrich gab ihm eintausendfünfhundert und alle waren zufrieden. Wieder auf dem Weg zu Vaclavs Wohnung zählte Heinrich das restliche Geld. Es waren noch zweiundfünfzigtausendachthundert Kronen. Durch sieben geteilt, entsprach diese Summe zirka siebentausendfünfhundert D-Mark. Das Bild sollte zwanzigtausend kosten. Heinrich fragte Vaclav, ob er mit einer Anzahlung von zweiundfünfzigtausendachthundert Kronen für das Bild einverstanden sei.

Zum Einverständnis reichte Vaclav ihm die rechte Hand und Heinrich schlug ein. Spät am Abend, nach zwanzig Uhr, befanden sich Greta und Heinrich auf der Rückfahrt. Greta schwärmte von der Vase und der Kristallschale, die sie am „Alten Markt“ für etwas mehr als neuntausend Kronen gekauft hatte. Heinrich erzählte von dem Bild und den neuen Reifen. Kurz hinter Dubi, wenige Kilometer vor der Grenze, lenkte Heinrich seinen „Lada“ auf einen Parkplatz. „Warum hältst Du?“ fragte Greta. „Wir müssen das Kristall und das Bild im Kofferraum verstauen, sonst dürfen wir noch Zoll bezahlen“ entgegnete Heinrich. Mit der Erklärung gab sie sich zufrieden. Heinrich forderte sie noch auf, die restlichen Kronen unter die Fußmatte zu legen. Jetzt glaubte Heinrich, für die Kontrollen vorbereitet zu sein.

Die Verhaftung

Was Heinrich nicht wissen konnte, die Zollfahndung der DDR hatte ihn und seinen „Geschäftspartner“ Köhler sowie Vaclav schon länger in Verdacht zu schmuggeln. Der aufwendige Lebenswandel war auch der Kripo nicht verborgen geblieben. Deshalb ließ sie Köhler von ehrenamtlichen Mitarbeitern seit drei Monaten überwachen. Auf diese Weise stellte sie auch die Kontakte zu Heinrich und Heinz in Freiberg fest. Danach wurden auch die Beiden observiert und ihre Treffen so weit es möglich war, gefilmt. Heinrichs Spur führte wiederum zu Rolf und dessen Fahrten nach Westdeutschland. Allerdings war der Kripo nicht bekannt, welcher Art die Beziehungen zwischen den Verdächtigen sind. Deshalb schaltete die Kripo die Zollfahndung ein, damit bei der Einreise in die DDR gründlicher als sonst kontrolliert wird. Sie hofften auf diesem Weg Beweise für den Verdacht krimineller Handlungen zu finden.

Davon nichts ahnend, rollte Heinrich im Schrittempo mit seinem Auto zur DDR-Grenzkontrolle. Wieder die obligatorische Frage, „Haben Sie anmeldepflichtige Waren, Gegenstände oder Devisen dabei?“ Mit unschuldigem Gesicht, sagte Heinrich selbstverständlich „nein“. Der Zollbeamte fragte nochmals „wirklich nicht?“ „nein“ wiederholte Heinrich. „Na, dann fahren Sie doch bitte rechts an die Seite“ erhielt er von dem Zollbeamten eine Anweisung, Jetzt fühlte Heinrich den kalten Schweiß am Rücken herunter laufen. Zu Greta gewandt flüsterte er ihr zu „Jetzt wird's teuer“. Greta sah das nicht so schlimm und versuchte ihn zu beruhigen

„Dann bezahlen wir eben die paar Mark Zoll.“ Anschließend mussten sie den Wagen verlassen, bevor drei Zollbeamte begannen das Fahrzeug zu kontrollieren. Es war eines der unangenehmsten Gefühle, die Heinrich je erlebte. Zusehen zu müssen, wie das eigene Auto auseinander genommen und es nur Minuten dauert, bis man überführt wird. Dann war es soweit. Das Geld, die Kristallgegenstände und das Bild wurden gefunden. Den Zollbeamten sah Heinrich an, wie stolz sie die Funde machte. Doch das war noch nicht alles.

Langsam schritt der eine Beamte um das Auto herum, bevor er Heinrich fragte, „Sind die Reifen neu?, wo haben Sie die aufziehen lassen?“ Heinrich wurde ganz rot im Gesicht und die Ohren brannten regelrecht, bevor er kurz und knapp antwortete, „In Prag“, „Dann sind sie auch anmeldepflichtig und müssen verzollt werden“, stellte der Beamte fest. Heinrich dachte nur, „Das schöne Geld, was er jetzt bezahlen muss“. Wie erwartet, kam er nicht um ein Protokoll und ein Strafverfahren herum. Jetzt ließen sich die Zollbeamten Zeit. Über das Telefon informierte der Leiter der Zollstation, den Leiter der Zollfahndung in Dresden und der wies ihn an, das Ehepaar Franz erst fahren zu lassen, bis er in Zinnwald zurück ruft.

Jetzt musste alles schnell gehen. Mit der Kripo war abgesprochen, dass nach der Einleitung eines Strafverfahrens durch den Zoll eine Hausdurchsuchung auf Heinrichs Grundstück durchgeführt wird. Der Antrag wurde vom zuständigen Staatsanwalt schnell unterschrieben. Mit zwei Kleinbussen vom Typ „Barkas“ fuhren sechs Zollbeamte nach Radebeul und betraten gegen zweiundzwanzig Uhr in Begleitung des Staatsanwaltes und zwei Kriminalbeamten aus Meißen, das Wohnhaus. Ohne große Mühe stellten sie die Münz- und Briefmarkenkataloge sowie einige Vasen und Geschirr aus „Meißner Porzellan“ sowie drei Sparbücher sicher. Dann kam ein Aufschrei aus der Garage. Der Leiter der Zollfahndung, Zolloberrat Schlechte, sowie Staatsanwalt Müller und die Kripobeamten eilten sofort dorthin. Triumphierend hielt ein Beamter in jeder Hand einen der Goldbarren, die in Heinrichs „Schatzkammer“ versteckt lagen. „Ist das Gold?“ fragte der Staatsanwalt. „Das müssen wir jetzt prüfen, aber billiges Messing wird er wohl nicht so aufwendig verstecken.“ Gab Zolloberrat Schlechte als Antwort und fügte hinzu, „Für einen Haftbefehl reicht es allemal!“ Neben den gefundenen Wertgegenständen beschlagnahmte der Zoll als Beweismittel auch das Werkzeug und die Gegenstände, die Heinrich für das Schmelzen des Goldes verwendete. In der Zollverwaltung angekommen, setzte Oberrat Schlechte den Leiter der Bezirksverwaltung über das Ergebnis der Durchsuchung in Kenntnis und der Staatsanwalt schrieb den Antrag für einen Haftbefehl gegen Heinrich. Wenn es nach Schlechte gegangen wäre, hätte er auch gleich Köhler, Rolf und Heinz verhaftet. Gegen sie gab es aber keine schlüssigen Beweise. Die musste Heinrichs Verhaftung jetzt liefern. Es sollte aber verhindert werden, dass diese von der Verhaftung Heinrichs erfahren und sich untereinander absprechen. Durch den Leiter der Zollverwaltung wurde der Kripochef in Meißen veranlasst, gleich am nächsten Morgen die drei anderen Verdächtigen zu einer Zeugenvernehmung abzuholen und so lange fest zu halten, bis sie über ihre Kontakte untereinander und zu Heinrich ausgesagt haben.

Inzwischen saß Heinrich wie auf „Kohlen“. Der Zollinspektor schrieb umständlich ein Protokoll, in dem Heinrich aussagt, dass er in Prag sein Auto mit neuen Reifen bestückt und seine Frau die Kristallgegenstände gekauft habe.

Das Bild sei ein Geschenk von seinem Freund Vaclav. Das Geld, das für die Reifen und das Kristall bezahlt wurde, sei die Gegenleistung für vier Wochen Unterkunft, die er Vaclav und dessen Frau Lena, mehrmals gewährt hat. Das klang zwar unglaublich, aber die Behörden sollten ihm erst einmal das Gegenteil beweisen. Diese Lüge hatte er noch mit Greta so für den nun eingetretenen Fall abgesprochen. Daran hielt sie sich bei ihrer Aussage auch. Endlich, nach einer weiteren halben Stunde, es war inzwischen fast ein Uhr, bekam er den Bescheid vorgelegt, was er für die „Schmuggelei“ zu bezahlen hatte. Für die Reifen und das Kristall waren das Doppelte des Kaufpreises als Zollgebühr und als Strafe fünfhundert Mark fällig. Das machte insgesamt etwas mehr als eintausend Mark. Nicht das Geld ärgerte ihn, sondern die Tatsache, dass er erwischt wurde und für die Zukunft beim Zoll bestens bekannt ist.

Bei jeder Ein- und Ausreise muss er nun mit gründlichen Kontrollen rechnen. Er darf sich einfach nichts mehr erlauben. Noch ganz mit diesen Gedanken beschäftigt bemerkte er nicht, wie zwei weitere Zollmitarbeiter den Raum betraten.

„Herr Heinrich Franz?“ Heinrich stand auf, sagte „ja“ und hörte wie im Traum, „Sie werden unter dem Verdacht der <vorsätzlichen Verletzung von zollrechtlichen Bestimmungen> festgenommen. Ein Haftbefehl ist ausgestellt.“ Er verstand nur „Haftbefehl“, setzte sich wieder auf den Stuhl und fragte, „Wegen den Kleinigkeiten werde ich festgenommen? Das ist doch Willkür!“ Der Beamte lächelte und antwortete, „Sie vergessen das Bild, es besteht der dringende Verdacht, dass dieses mehrere zehntausend Mark an Wert besitzt. Die ungesetzliche Einfuhr von Kunstgegenständen kann mit einer Haftstrafe bis zu fünf Jahren bestraft werden!“ Heinrich spürte, wie sich unter ihm ein großes „schwarzes Loch“ öffnete. Ehe er die Hände für die Handschellen vorstreckte dachte er noch, „Wie viel Jahre wird es erst geben, wenn das Gold gefunden wird?“ „Handschellen brauchen wir nicht, Sie werden doch nicht flüchten? Aber Sie können sich noch von ihrer Frau verabschieden.“ Wortlos senkte er seine Arme wieder und ließ sich in den Nebenraum führen, wo seine Frau von ihrem Stuhl aufstand. Mit feuchten Augen nahm er sie in die Arme und flüsterte ihr in das linke Ohr, „Sei tapfer, wir werden das durchstehen, sag Köhler Bescheid!“ Mit gebeugtem Rücken und scheinbar um zehn Jahre gealtert, wurde er zum Auto und damit nach Dresden in die Untersuchungshaftanstalt gebracht. Die Fahrt dauerte mehr als eine Stunde und kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Er hatte somit genügend Zeit, sich eine Strategie für die kommenden Vernehmungen zu recht zu legen. Er wollte sich dumm stellen und behaupten, dass er zwar das Goldpulver erhalten habe, aber es lediglich in Salzsäure und Gold gespalten hat. Die bei ihm gefundenen Barren würden ihm nicht gehören, er habe sie nur für Vaclav deponiert. Mehr durfte er nicht aussagen.

An Vaclav kommen sie so leicht nicht heran. Greta wird ihn bestimmt auch anrufen und von seiner Verhaftung berichten. Dann wird der sich nicht mehr in der DDR sehen lassen und nicht gegen ihn aussagen.

Wie ihr von Heinrich aufgetragen, versuchte Greta am nächsten Morgen Köhler telefonisch im Geschäft zu erreichen. Sie kannte ihn nicht persönlich. Heinrich hatte ihr nur hin und wieder von diesem Goldschmied erzählt. Bei ihm ließ er mitunter kleinere Reparaturen an einer Uhr und einer Kette durchführen. Was er sonst mit ihrem Mann zu tun hatte, davon bekam sie nie etwas mit. Wie sich nun zeigt, war das für sie nur gut so. Vaclav musste sie nicht anrufen, er rief von sich aus an und war bestürzt über die Nachrichten. Ihm war klar, dass er sich in der nächsten Zeit, wenn überhaupt, nicht mehr an der DDR-Grenze sehen lassen darf. Was Heinrich betraf, so dachte er nur, „Der arme Kerl, hoffentlich steht er die Haft durch.“

Zur gleichen Zeit, gegen sieben Uhr, klopfte es an den Wohnungstüren von Köhler, Heinz und Rolf. Es standen jeweils zwei Polizisten in Uniform vor den Türen, Sie wurden nach ihren Namen gefragt und gebeten, zu einer Befragung in das Polizeikreisamt zu folgen. Näheres würden sie dort erfahren. Das reichte schon um zu ahnen, was jetzt auf sie zukommt. Ohne, dass sich die drei kannten oder abgesprochen haben, wollte jeder für sich auf keinen Fall über das Gold etwas sagen. Köhler hatte in der Kneipe mal von einem Vorbestraften den Satz gehört „Ehrlich sitzt am längsten“. Daran wollte er sich auf jeden Fall halten.

Heinrich wartete in der Zwischenzeit auf seine erste Vernehmung durch die Zollfahndung. Die Nacht verbrachte er in einer Einzelzelle der Untersuchungshaftanstalt „Schießgasse“ in Dresden. Im Auto wurde er durch ein großes Tor gefahren, der so genannten „Schleuse“. Durch den ihn begleitenden Zollbeamten wurde er in einen Raum gebracht, wo er sich vollständig entkleiden musste. Jetzt hatte er es mit uniformierten Angestellten der Haftanstalt zu tun. An den Kommandos merkte er, dass die nicht so freundlich waren. Ihm wurde in den Mund geschaut sowie in den After. Das war so entwürdigend, dass er sagte, „was soll denn das, ich bin doch kein Verbrecher.“ „Das wird sich noch zeigen, hier sitzen nur Unschuldige.“ Bekam er ironisch gemeint zur Antwort. Seine Sachen durfte er wieder anziehen und erhielt zwei Decken, einen blau karierten Bettbezug, eine Zahnbürste und ein Stück Seife auf die Arme gelegt. Von Weitem hörte er das Krachen der Türen und Schließen mit großen Schlüsseln. „Alles wie im Film“ dachte er sich. Der Gang durch das „Zellenhaus“ war genau so deprimierend. Vier Etagen mit Geländer und stählernen Treppen in der Mitte sowie hölzernen Türen mit Nummern, verstärkte in ihm das das beklemmende Gefühl. „Wann werde ich hier wieder heraus kommen? War der einzige Gedanke, der Heinrich bewegte. Dann wurde vor ihm eine dieser Türen mit einem überdimensionalen Schlüssel aufgesperrt. Jetzt war er mit sich und allen auf ihn zukommenden unangenehmen Dingen, völlig allein gelassen. Er konnte sich nur selbst helfen. Er wollte alles leugnen.

Sollte er aber merken, dass seine „Peiniger“ doch alles heraus bekommen, dann wollte er kooperieren, um zu retten, was sich irgendwie retten lässt. Entscheidend für ihn war, dass Greta zu ihm hält und dass seine „Geschäftsfreunde“ dicht halten.

Womit er kaum rechnen konnte, denn jeder ist sich selbst der Nächste. Gegen sechs Uhr am Morgen setzte mächtiger Krach ein. Die Nachtruhe war beendet. Eine halbe Stunde später wurde die in der Mitte befindliche Klappe nach Außen geöffnet. Ihm reichte man einen Kunststoffteller mit zwei Scheiben Servelatwurst, einem Klecks Margarine und einer Ecke Schmelzkäse sowie Messer und Gabel aus Kunststoff. Ein Becher mit schwarzem Kaffee rundete das „Mahl“ ab. Allerdings war Heinrich nicht nach Essen zu mute. Schon der Geruch der Servelatwurst und ein Blick auf das Schwarzbrot ließ ihm übel werden. Deshalb reichte er sein Frühstück so, wie er es bekommen hatte wenig später wieder durch die Klappe. Jetzt sah er zwei Mitgefangene, die den Essenwagen von Zelle zu Zelle schoben. Einer sagte grinsend zu ihm „Na, Dir schmeckts wohl bei uns nicht? Du bist wohl neu?“ Ohne auf eine Antwort von Heinrich zu warten, schoben sie ihren Wagen zur nächsten Tür. Da man Heinrich seine Uhr abgenommen hatte, genau wie die Schnürsenkel und den Gürtel aus der Hose, ahnte er nur, dass es acht Uhr sein musste, als die Tür aufgeschlossen wurde. Ein Beamter in Uniform stand vor ihm und wies ihn an, dass er zukünftig sich mit „Untersuchungsgefangener 338“ in der Mitte der Zelle und Blick zur Tür, zu melden habe. Das Bett ist mit dem Bettzeug hoch zu klappen und an dem an der Wand befindlichen Haken zu befestigen.

Nach dieser Einweisung wurde Heinrich von dem Beamten in den Raum neben der Schleuse geführt. Dort erwartete ihn Ein Zollbeamter, ebenfalls in Uniform. Die war nicht blau mit grauen Schulterstücken, wie die des Haftanstaltsbeamten sonder ganz aus grauem Stoff. Auch war der Mann vom Zoll gleich um einiges freundlicher und sprach zu Heinrich „Herr Franz, ich bringe Sie jetzt zur Vernehmung“. Dann machten Handschellen „klick“ um seine Handgelenke. Auf der Rückbank eines „Lada“ fand sich Heinrich wieder. „Fast wie meiner,“ dachte Heinrich. Es ging gleich über die neue Elbrücke und dann zum Park „Rosengarten“. Dort befand sich die Bezirkszentrale der Zollverwaltung. Heinrich kannte das Gebäude. Mit Greta war er schon einige Male durch den „Rosengarten“ spaziert und in die „Drachenschänke“ eingekehrt. Doch das lag jetzt weit hinter ihm zurück. „Wer weis, wann ich wieder einmal als freier Mann dort spazieren gehen kann“, fragte er sich in diesem Augenblick. Der Lada hielt im Hof und er wurde im Erdgeschoß in ein Zimmer geführt. An der Tür war ein Schild „Vernehmungsraum“ angebracht. Der Zollbeamte nahm Heinrich die Handschellen ab und er durfte sich auf einen Stuhl setzen,

der neben einem kleinen Tisch, vor einem Schreibtisch, stand. Das Zimmer war spartanisch eingerichtet. Neben einem Schreibtisch, noch einem Stuhl an der Tür, stand ein Tisch vor dem Schreibtisch, an dem Heinrich saß. Auf dem Schreibtisch, der sich direkt vor dem einzigen Fenster befand, stand lediglich eine nicht mehr ganz neue Schreibmaschine vom Typ „Erika“

Eine der Seitenwände war mit dem Antlitz von Horst Sindermann, dem Volkskammerpräsidenten der DDR, geschmückt. Die Tür ging auf und das Vernehmungszimmer wurde von einem Mann,

im Alter von zirka fünfunddreißig Jahren, betreten. Unter dem Arm trug er einige Akten und ein kleines Tonbandgerät. Als das angeschlossen war, verließ der uniformierte Beamte das Zimmer. „Ich bin Zollsekretär Bertram und verantwortlich für das gegen Sie eingeleitete Ermittlungsverfahren. Bevor ich mit der Vernehmung beginne, unterschreiben Sie bitte auf dem Magnetband mit ihrem Familiennamen“ Mit zittriger Hand und einem speziellen Stift, setzte Heinrich seinen Namen auf den Anfang des Bandes. Der „Vernehmer“ holte aus einem Schubfach des Schreibtisches mehrere Blätter Schreibmaschinen- und Kohlepapier, spannte die Blätter ein und begann zu schreiben:

Vernehmungsprotokoll

Des Beschuldigten Heinrich F r a n z

geboren: 23.03.1923 in Radebeul

Frage: Ihnen wurde der, durch das Bezirksgericht Dresden gegen Sie ausgestellte Haftbefehl sowie die gegen Sie erhobene Beschuldigung zu Kenntnis gegeben. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Diese Beschuldigung besteht meiner Meinung nach zu Unrecht. Ich gebe zu, mit vier neuen Reifen versucht zu haben, ohne Einfuhrgenehmigung in die DDR zu gelangen. Der Wert der Reifen dürfte aber ein Strafverfahren nicht rechtfertigen. Die mir zur Last gelegte ungesetzliche Einfuhr eines Bildes ist meiner Meinung nach genau so wenig eine Straftat, da ich dieses geschenkt bekommen und den Wert nicht gewusst haben. Es ist lediglich das Geschenk meines Freundes Vaclav Patzourek. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.

Frage: In welchem Umfang haben Sie sich in der Vergangenheit in den Besitz von Edelmetall gebracht und waren beteiligt an deren ungesetzlicher Verbringung in das Ausland?

Antwort: Ich war an derartigen Handlungen nicht beteiligt.

Frage: Sind Sie im Besitz von größeren Mengen Gold?

Antwort: Ich bin im Besitz von mehreren Stücken aus Gold, die mir aber nicht gehören. Ich hatte mich lediglich bereit erklärt, diese zu schmelzen und in eine andere Form zu gießen.

Frage: Von wem wurden Sie dazu beauftragt?

Antwort: Dazu mache ich keine Aussagen.

Nachdenklich lehnte sich der Vernehmer in seinen Stuhl zurück. Heinrich war viel zu aufgeregt, um klare Gedanken fassen zu können. Nicht nur, dass er feuchte Hände bekam, er spürte auch, dass sein Herz sich zusammen zog und seine Brust sich verkrampfte. In seinem Kopf drehte sich alles um die Frage, „Was weiß der Zoll von dem Gold?, hatten die anderen schon ausgesagt?“ So lange er nicht weiß, ob die anderen geredet haben, werde ich nichts aussagen. Dann ging die Vernehmung weiter.

Frage: Haben Sie Ihren Aussagen noch etwas hinzu zu fügen?

Antwort: Ja, ich möchte einen Anwalt sprechen.

Antwort des Untersuchungsführers: Sie werden zum gegebenen Zeitpunkt Gelegenheit erhalten, einen Rechtsanwalt zu sprechen.

In diesem Stil ging die Vernehmung bis zwölf Uhr weiter. Es drehte sich alles um das Gold. Von dem Bild war keine Rede mehr. Heinrich blieb dabei, dass er von dem Gold keine weitere Kenntnis habe und keine Namen nennen werde. Das brachte den Vernehmer scheinbar nicht aus der Ruhe. Es war so, dass er sich sicher sei, Heinrichs Beteiligung am Diebstahl und Schmuggel des Goldes beweisen zu können. Heinrich glaubte nun, dass es richtig von ihm war, seinen Anteil nicht verkauft zu haben. Somit konnte er sagen, dass das Gold von ihm nur eingeschmolzen wurde.

Untersuchungsführer Bertram beendete die Vernehmung mit den Worten „Sie haben jetzt viel Zeit, sich alles gründlich zu überlegen. Aus der „Sache“ kommen Sie nicht mehr heraus. Dafür gibt es schon zu viel Beweise gegen Sie!“

Noch bevor Heinrich in die Haftanstalt zurück gebracht wurde, kam er vor den Haftrichter, der ihm seine Unschuldsbeteuerungen nicht glaubte und den Haftbefehl weiter bestehen ließ.

Nach der Vernehmung wurde Bertram in das Zimmer seines Chefs, Zolloberrat Steyskahl, gerufen. Der fragte ungeduldig, „Na, hat er gestanden?“ „Das war ja wohl nicht zu erwarten. Ich habe ihn an der langen Leine gelassen und zu verstehen gegeben, dass wir genügend Beweise haben. Jetzt soll er erst einmal einige Tage „schmoren“ und wir haben genügend Zeit, seine „Geschäftspartner“ hoch zu nehmen.“ Schlug Bertram seinem Chef vor. Der erklärte sich einverstanden.

Für den Nachmittag des gleichen Tages hatte Oberrat Steyskahl mit Staatsanwalt Krüger, von der Bezirksstaatsanwaltschaft Dresden und Untersuchungsführer Bertram eine Beratung anberaumt, um das weitere Vorgehen in dieser Strafsache miteinander abzustimmen.

Köhler saß wie auf Kohlen. Nach dem man ihn von zu Hause abgeholt hatte und er zum Volkspolizeikreisamt gebracht wurde, waren zwei Stunden vergangen, ohne dass etwas passierte.

Die Ungewissheit über das, was die Polizei wusste und was nicht, war das Schlimmste bei dieser Warterei. Dann war es soweit. Zwei Zivilisten kamen auf dem langen Gang, der nach billigem Bohnerwachs roch, ihm entgegen, gaben ihm die Hand und forderten ihn auf, in das hinter ihm befindliche Zimmer einzutreten. Schmucklos und mit alten Möbeln versehen, wirkte dieser Raum recht steril. „Wer mag hier schon alles ein Geständnis abgegeben oder gelogen haben, dass sich die Balken biegen?“, dachte Köhler in dem Moment. Beide Herren nannten ihr Namen, ohne dass er sie wirklich zur Kenntnis nahm. Der Jüngere von beiden nahm hinter dem alten Schreibtisch Platz, legte einen Schreibblock und einen Stift vor sich. Der andere saß auf einem Stuhl in der Nähe der Tür. Köhler setzte sich an den Tisch, der vor dem Schreibtisch stand. Er konnte zum Fenster sehen, dass ziemlich verschmutzt war. Die Gardinen schienen auch lange nicht gewaschen worden zu sein. Der Qualm von hunderten Zigaretten war in ihnen, durch den noch anhaftenden Geruch zu verspüren. Ehe der Kriminalist zu reden begann, steckte er sich eine Zigarette an und vergas auch nicht ihm eine anzubieten. Köhler lehnte dankend ab, da er schon immer ein überzeugter Nichtraucher war. Die Zigarettenschachtel und Streichhölzer lagen später auf dem Schreibtisch, aus der der jüngere Kriminalist sich immer wieder bediente.

„Können Sie sich denken, warum wir Sie zu dieser Befragung haben holen lassen?“ begann er endlich. „Nein, das kann ich mir nicht so recht denken.“ Hörte Köhler sich wie im Unterbewusstsein sagen. Dann fuhr der Kriminalist fort. „Wir haben Sie zu einer Befragung kommen lassen, nicht zu einer Zeugenvernehmung und auch nicht zu einer Beschuldigtenvernehmung. Es geht uns nur darum, von Ihnen einige Auskünfte zu erhalten. Sie, als Goldschmied, haben doch täglich mit Edelmetall zu tun. Kunden kaufen bei Ihnen Schmuck, verkaufen Altgold, das Sie wiederum in Freiberg abliefern. Nicht jeder Ihrer Kunden hat das an Sie verkaufte Edelmetall redlich erworben. Dafür ist dann die Kriminalpolizei da und ermittelt. Verstehen Sie das, Herr Köhler?“ „Selbstverständlich, ich will Ihnen dabei auch behilflich sein, so weit ich das kann.“, antwortete Köhler mit Unbehagen. „Dann sind wir uns ja einig und können mit der Befragung beginnen“, setzte der Kriminalist das Gespräch fort. „Ist Ihnen der Versicherungsvertreter Heinrich Franz bekannt?“ „Ja, den kenne ich aus dem Numismatikerverband.“ Beantwortete Köhler die Frage wahrheitsgemäß. Er spürte, wie ihm der Schweiß auf der Stirn stand. „Haben Sie in der Vergangenheit von Franz Edelmetall aufgekauft?“ Köhler wusste nun, dass die Polizei auf der richtigen Fährte war. Wie im Unterbewusstsein beantwortete er auch diese Frage, ohne lügen zu müssen. „Ja, er hat hin und wieder in meinem Geschäft kleinere Gegenstände und Zahngold an mich verkauft. Aber wann und wie viel, das steht in meinen Geschäftsunterlagen.“ „Herr Köhler, ich kann Ihnen mitteilen, dass gegen Franz ein Ermittlungsverfahren eingeleitet ist und er sich in Untersuchungshaft befindet. In diesem Zusammenhang erfolgt zur Zeit in Ihrem Geschäft, zur Beweissicherung, eine Durchsuchung.“

Diese Nachricht traf ihn an der empfindlichsten Stelle. „Hoffentlich hält der dicht und sie haben bei ihm kein Gold gefunden. Sein Geld hatte Köhler sicher in der Wohnung seiner alten Mutter deponiert und dort werden sie hoffentlich nicht suchen.“ Waren seine Gedanken. Die Befragung ging weiter. „Ist Ihnen ein Heinz Schüler aus Freiberg bekannt?“

„Nein“, log Köhler das erste Mal, „Ich habe diesen Namen noch nie gehört und ich kenne diesen Mann nicht“. „Ist Ihnen dieser Mann bekannt?“ Jetzt wurde ihm ein Bild von Heinz gezeigt. „Nein, diesen Mann habe ich auch noch nie gesehen!“, log Köhler weiter. „Kennen Sie diese beiden Männer?“ jetzt wurde ihm ein Bild vorgelegt, das ihn und Heinz in der Gaststätte „Zur Post“ in Freiberg zeigte. Auf dem Bild war auch zu sehen, wie Heinz ihm ein Traubenzuckerpäckchen übergab. „Was ist in diesem Päckchen, das der angeblich Ihnen fremde Mann auf dem Bild übergibt?“ „Jetzt muss ich weiter lügen und ihnen auf den Zahn fühlen, was sie wirklich wissen“, entschloss sich Heinz. Deshalb antwortete er, „Jetzt erinnere ich mich wieder. Das war nur eine Kneipenbekanntschaft. Der Mann erzählte mir von seiner Krankheit und das er Traubenzucker zu sich nimmt, den er mir auch zeigte. Das war eine einmalige Geschichte. Ich habe diesen Mann nie wieder gesehen.“ Der Kriminalist lächelte bei dieser Antwort und legte ihm ein weiteres Bild vor. „Dieses Bild wurde vier Wochen später aufgenommen und zeigt, wie Sie diesem Mann einen Briefumschlag übergeben. Was war in diesem Briefumschlag?“ Jetzt war es heraus, die Bilder beweisen, dass er über längere Zeit beobachtet wurde und lügen keinen Zweck hat. Der zweite Kriminalist war inzwischen aufgestanden und lief im Zimmer unruhig hin und her, bis er dem anderen ein Zeichen gab, mit ihm den Raum zu verlassen. „Wir werden Sie jetzt allein lassen und Sie haben genügend Zeit, sich nochmals alles zu durchdenken“, hörte Köhler ihn sagen.

„Was soll ich mir nur durchdenken, ich bin jetzt völlig klar im Kopf. Die wissen alles. Zumindest so viel das es reicht, mich auch einzusperrern. Wenn ich die Wahrheit sage, dann komme ich vielleicht günstiger weg. Schließlich habe ich das Gold nicht geklaut.“ War das Einzige, was ihm nach dieser Befragung durch den Kopf ging. Die beiden Kriminalisten, Leutnant Becker und Oberleutnant Schulz, standen im Gang am Fenster und rauchten. Der junge Leutnant war vom Kreisamt Meißen und der ältere Oberleutnant von der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Dresden. Beide waren davon überzeugt, dass in diesem Fall ein groß angelegter Schmuggel von Edelmetall im Gange war. Die Frage war nur, wo stammt das Gold her und wie wurde es ins Ausland geschafft?

Dazu hatte Köhler bestimmt noch einiges zu sagen. Bevor die Befragung weiter ging, telefonierte Schulz mit seinem Chef in Dresden. Sie waren sich beide einig, dass Köhler in Untersuchungshaft genommen und nach Dresden überführt wird. Mit dieser Nachricht kam Schulz zu Leutnant Becker zurück, der schon ungeduldig vor der Tür wartete. Schulz informierte Becker, dass die Staatssicherheit gegen Köhler auch ein Ermittlungsverfahren einleiten und ihn inhaftieren wird.

Bis das Auto zur Überführung kommt, werden sie Köhler weiter befragen. Der saß wie ein Häufchen Unglück auf seinem Stuhl und wischte sich mit einem Taschentuch ständig die Stirn, obwohl kein Schweiß mehr zu sehen war. Diese Unruhe blieb auch den beiden Kriminalisten nicht verborgen. Nach fünf Minuten sagte Köhler plötzlich, „Ich gebe alles zu, was ich über die Sache weiß, bekomme ich dann mildernde Umstände?“

Schulz und Becker schauten sich an und grinsten über beide Ohren, bis Becker antwortete, „Mildernde Umstände wird es in dieser Sache nicht geben, aber beim Strafmaß kann der Richter Ihre Aussagebereitschaft berücksichtigen. Das setzt allerdings voraus, dass Sie uns keine Lügen mehr auftischen und von jetzt an bei der Wahrheit bleiben. So, jetzt schildern Sie uns ausführlich, wie alles abgelaufen ist!“ Köhler schilderte alles, vom Verkauf des Silbers und vom Gold.

Die Vernehmer waren zufrieden. Becker schrieb mit der Hand auf einem Schreibblock A4 das Befragungsprotokoll und nach zwei Stunden setzte Köhler seine Unterschrift darunter. Nach einer weiteren Stunde kam das Auto, das ihn nach Dresden in die Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit nach Dresden brachte. Hier musste er die gleiche Prozedur über sich ergehen lassen, wie Heinrich Franz bei seiner Einlieferung. Die Stasi-Haftanstalt auf der Bautzener Straße in Dresden war um Einiges kleiner, als die der Polizei auf der Schießgasse. Die Zellen und das Zellenhaus sahen aber nicht anders aus. Holztüren, Metallgeländer mit Fangnetz und Stahltreppen in der Mitte. Die Fenster der Zellen waren Glasbausteine mit einem schmalen Spalt für Frischluft. Links und rechts standen zwei Holzpritschen mit blauen Schaumgummimatratzen. Links neben der Tür stand ein Toilettenbecken mit Druckspüler. Gleich daneben war ein Waschbecken mit Warm- und Kaltwasser, darüber ein in die Wand eingelassener Spiegel, angebracht. An der gegenüberliegenden Wand fand er einen in Kopfhöhe angebrachten Hängeschrank für alle Utensilien der Häftlinge. Ein kleiner Holztisch und zwei Holzschemel vervollständigten das Inventar. Noch am gleichen Nachmittag wurde er zur ersten Vernehmung bei der Stasi gebracht.

Ein Anstaltsbeamter in einer grauen Uniform führte ihn ohne Handschellen durch das Zellenhaus über eine Steintreppe in die zweite Etage, wo sich die Untersuchungsabteilung befand. Neben jeder Tür war ein Schalter, der von dem Beamten gedrückt wurde, worauf eine rote Lampe aufleuchtete. Die sollten anzeigen, dass ein Häftling zugeführt wird und alle Mitarbeiter der Untersuchungsabteilung den Gang zu verlassen hatten. In Hüfthöhe waren an den Wänden Drähte verlegt, die Alarm auslösen sollten, wenn daran gezogen wird. Der Fußboden des Ganges war von braunem, blank poliertem Steinholz, der fürchterlich nach Bohnerwachs roch. Links und rechts gingen braune Türen ab. Ohne bis dahin ein Wort verloren zu haben wies ihn der Beamte an, mit dem Gesicht zur Wand sich neben eine der Türen zu stellen. Er öffnete eine Doppeltür, die innen mit grauem Kunstleder gepolstert war und forderte Köhler auf, einzutreten.

Der Raum war ähnlich angeordnet, wie das Vernehmungszimmer in Meißen. Neben dem Fenster stand noch ein großer, fast bis an die Decke reichender grüner Stahlschrank und links neben der Tür ein kleiner Kleiderschrank. Köhler war nicht überrascht, dass er von Oberleutnant Schulz erwartet wurde. Der forderte ihn auf, am Tisch vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Köhler grübelte schon seit der Fahrt nach Dresden,

„welches Interesse hat die Staatssicherheit an dem Fall, es war doch kein politisches Delikt?“ Darauf sollte er später eine Antwort erhalten. Während der von Schulz allein geführten ersten Beschuldigtenvernehmung wurde der ganze Sachverhalt noch einmal protokolliert und von Köhler mit einigen Ergänzungen unterschrieben. Anschließend wurde er dem gleichen Haftrichter vorgeführt, der auch den Haftbefehl für Heinrich unterschrieben hatte. Als Köhler wieder allein in seiner Zelle saß war ihm klar, dass es nun kein Zurück mehr gab. Erst jetzt war ihm bewusst, dass er seiner Frau Anweisungen für sein Geschäft geben musste und was sie jetzt für Probleme allein lösen musste. Das schöne Leben ist vorbei, der wertvolle Schmuck, die Reisen, die teuren Kleider und Gaststättenbesuche. Von dem bei seiner Mutter verstecktem Geld, hatte er bisher noch nichts ausgesagt. Er musste darüber seiner Frau eine Nachricht zukommen lassen, damit sie nicht ganz mittellos dasteht. Vielleicht führt sie auch das Geschäft allein weiter.

Die bis dahin geführten inoffiziellen Ermittlungen der Kriminalpolizei und des Zoll waren ausreichend, um bei den Befragungen von Heinz und Rolf Geständnisse zu bekommen. Heinz wurde dazu auf dem Volkspolizeikreisamt in Freiberg und Rolf ebenfalls in Meißen befragt. Danach kam auch er noch am gleichen Tag in die Haftanstalt der Staatssicherheit nach Dresden.

Während der Beratung des Leiters der Zollfahndung mit Staatsanwalt Krüger und Untersuchungsführer Bertram, war auch der Leiter der Untersuchungsabteilung der Staatssicherheit, Oberst Nicolaus, anwesend. Bis dahin lagen alle Aussagen der inhaftierten Beschuldigten vor. Bis auf Heinrich Franz hatten alle ein mehr oder weniger umfangreiches Geständnis abgelegt. Da der Schmuggel mit Edelmetall Länder übergreifend war, legte Staatsanwalt Krüger fest, dass die Ermittlungsverfahren ab sofort durch die Staatssicherheit weiter bearbeitet werden. Obwohl diese Entscheidung Zolloberrat Steyskahl nicht gefiel, musste er letztendlich einsehen, dass nur die Staatssicherheit gesetzlich berechtigt ist Länder übergreifende Verfahren zu bearbeiten. Trotzdem verbuchte er Heinrichs Festnahme als Erfolg seiner Abteilung.

Wer was als Erfolg verbuchte, war Heinrich völlig egal. Ihn beschäftigte nur eines, was haben die anderen ausgesagt?

Macht es Sinn, weiter alles abzustreiten oder sollte er klein beigeben und auspacken? Ehe er diese Gedanken zu ende gedacht hatte, musste er seine sieben Sachen packen und wurde aus seiner Zelle geholt.

Anschließend erfuhr er, dass er verlegt wird. Keiner sagte ihm aber wohin. Im Innenhof der Haftanstalt stand ein Transporter „Barkas“ mit Kofferaufsatz bereit, in welchem vier kleine Zellen eingebaut waren. Heinrich wurden Handschellen angelegt und er musste sich in eine dieser Zellen zwängen. Da kein Fenster vorhanden war, brannte nur eine kleine Lampe, damit er nicht ganz im Finstern saß. Es dauerte nicht länger als zwanzig Minuten, bis er wieder aussteigen durfte.

An den Uniformen der Anstaltsbeamten stellte er fest, dass er sich bei der Stasi befindet. Im Gegensatz zur „Schießgasse“ ging es hier nicht so laut zu. Die Beamten sprachen nur das Nötigste. Die Handschellen wurden abgenommen und er wurde in ein Büro geführt. Ein älterer Mann mit Halbglatze begrüßte ihn und teilte ihm mit, dass sein Verfahren nunmehr durch die Staatssicherheit bearbeitet wird und dass er sich in deren Untersuchungshaftanstalt befindet. Ohne eine weitere Leibesvisitation über sich ergehen lassen zu müssen, wurde er durch das menschenleere Zellenhaus in eine Einzelzelle gebracht. Seine eigenen Sachen hatte er abgeben müssen und dafür einen getragenen blauen Trainingsanzug sowie Anstaltswäsche erhalten. Seine Füße musste er in graue kratzende Socken sowie karierte Filzhausschuhe stecken.

Er ahnte nicht, dass Köhler und Rolf sich ebenfalls in diesem Haus befanden. Er wurde noch am gleichen Tag in das Zimmer von Oberleutnant Schulz geführt.

Der begrüßte ihn nicht unfreundlich und gab ihm Gelegenheit, seiner Frau einen Brief zu schreiben und ihr mitzuteilen, was sie alles zu erledigen habe, damit das Leben für sie „normal“ weitergehen kann. Anschließend fragte Schulz ihn, ob er bei seinen Aussagen bleiben will. Er soll doch einmal darüber nachdenken, was er mit Köhler in der Vergangenheit alles für Geschäfte abgewickelt hat. Das brauchte Schulz ihm nicht weiter sagen, er machte seit zwei Tagen nichts anderes, als darüber nach zu denken. „Wenn wir schon einmal dabei sind, werden wir alle Ihre „Schätze“ unter die Lupe nehmen und wie Sie dazu gekommen sind. Denken Sie darüber auch einmal nach, ob Sie in all den Jahren verpflichtet waren Vermögenssteuer zu zahlen. Da kann ein schönes Sümmchen zusammen kommen. Wir werden nicht eher Ruhe geben, bis wir alles ermittelt und jede Münze, jede Briefmarke und jedes Bild in Ihrer Wohnung geprüft haben“, setzte Schulz seine Ansprache fort.

Heinrich wusste nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. „Das kann ja heiter werden. Wie viel Jahre wird denn das dauern? Ich brauche unbedingt einen Rechtsanwalt, der sich in solchen Strafsachen auskennt.“, dachte Heinrich, während Schulz ihm seinen Aufenthalt in der Untersuchungshaft ausmalte. Er war gar nicht in der Lage, alles sofort in sich aufzunehmen. Es kam ihm immer noch vor, als wenn er einen schlechten Traum erlebte. „Jetzt muss ich sehen, dass ich rette, was noch zu retten ist. Wenn sie die Konten beschlagnahmen, wovon soll Greta leben? Sie war doch seit Jahrzehnten nicht mehr arbeiten?“

Sie wird es schwer haben, in der Siedlung werden die Leute über uns reden und mit dem Finger auf sie zeigen. Hoffentlich hält sie das durch. Ich muss ihr unbedingt schreiben“, dachte Heinrich weiter. Schulz war noch nicht fertig mit seiner Ansprache.

Heinrich hörte erst wieder hin, als er vernahm, er kann jetzt an Greta einen Brief schreiben, Schulz legte einen Schreibblock und einen Kugelschreiber vor ihn hin. Es war gar nicht so einfach, mit relativ wenig Worten alles das aufzuschreiben, was ihn im Moment bewegt.

Fünf Minuten brauchte er, um seine Gedanken zu ordnen. Während Schulz in mehreren kleinen Aktenordnern las, begann Heinrich zu schreiben.

Meine liebe Greta,

Es ist schon sehr lange her, dass ich Dir einen Brief geschrieben habe. Ich liebe Dich sehr und hoffe, dass Du tapfer bist und meine Abwesenheit gut verkraftest. Ich weiß nicht, ob Du an unser Geld kommst. Auf jeden Fall solltest Du Dir eine Arbeit suchen, um Deinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Wenn Dich jetzt jemand fragt sagst Du einfach, ich habe einen Herzinfarkt gehabt und liege im Krankenhaus. Später bin ich eben zur Kur. So hast Du wenigstens in der nächsten Zeit Ruhe vor dummen Fragen der Leute. Am wichtigsten ist, dass Du jetzt nicht die Nerven verlierst. Bitte schau Dich nach einem Rechtsanwalt um, der sich in Strafsachen auskennt. Ich werde ihn dringend brauchen. Bitte beantrage beim Staatsanwalt auch eine Besuchserlaubnis, damit wir bald über alle wichtigen Dinge reden können. Ich werde Dir sooft es geht schreiben. Bis zum nächsten Mal sei umarmt.

Dein Heinrich

Nach einer halben Stunde war Heinrich fertig und schaute Schulz erwartungsvoll an.

„Na, sind Sie fertig, darf ich Ihren Brief lesen?“ „Den lesen Sie doch sowieso“, antwortete Heinrich. „Das stimmt, Ihre Briefe müssen erst zum Staatsanwalt, ehe sie verschickt werden.“ Schulz nahm den Brief und las ihn durch. Er musste darauf achten, dass darin sich keine versteckten Nachrichten befinden, die im Zusammenhang mit seiner Inhaftierung stehen. Als er fertig war griff er zum Telefonhörer und sprach, „23 kann abgeholt werden“ „Bin ich die 23?“, wollte Heinrich wissen. „Nein, wir sind im Vernehmungszimmer 23“ klärte Schulz ihn auf.

Auf dem Weg in seine Zelle nahm Heinrich nur die roten Lampen über den Türen wahr. Ansonsten fühlte er sich wie abwesend, als ob nicht er es ist, dem das alles passiert. In seiner Zelle setzt er sich auf die Holzpritsche mit der Schaumgummimatratze und starrte vor sich hin. Dabei schaukelte er mit den Beinen wie ein kleines Kind. Er spürte das erste Mal, dass Tränen in ihm hoch stiegen, die er aber erfolgreich unterdrückte. Am liebsten hätte er ganz laut „Scheiße“ geschrien. Aber auch das unterließ er.

Wie lange er so auf seiner Pritsche saß, wusste er nicht, als die Türklappe mit lautem Krachen sich öffnete und ein „Schließer“ in Uniform ihm sein Abendbrot reichte. Hunger verspürte er jetzt.

Seit der Abfahrt bei Vaclav in Prag hatte er nichts mehr gegessen. Er bekam einen Kunststoffteller herein gereicht, auf dem eine Scheibe Blutwurst, ein Stück Leberwurst, eine Ecke Schmelzkäse sowie drei Scheiben Schwarzbrot und ein Klecks Margarine lagen. In einem Becher bekam er Pfefferminztee. Auch Messer, Gabel und Löffel waren aus Plastik. Der Hunger ließ ihn vergessen, was das für ein mageres Abendbrot war.

Er musste sich nun damit abfinden, dass Greta ihm für lange Zeit kein delikates Essen servieren wird und kein Bier daneben steht. Heinrich wunderte sich über sich selbst. Keine Träne stieg ihm in die Augen, kein Angstgefühl oder Ungewissheit befiel ihn. Seine Gedanken waren ganz nüchtern, als ob er nur auf den Moment gewartet habe, wo man ihn verhaftet. Es wäre zu schön gewesen, wenn das „Goldgeschäft“ so reibungslos vor sich gegangen wäre. Zu viele Personen und damit Unsicherheitsfaktoren waren daran beteiligt. An wem wird es gelegen haben? Alles Hin und Her überlegen half nun nichts. Er wollte sehen, wie er wieder aus dieser Situation heraus kommt. Er war jetzt sicher, dass es keinen Sinn macht, sich auf die Hinterfüße zu stellen und weiter zu leugnen. Sein Entschluss stand fest, „Jetzt, wo die Stasi das Verfahren an sich gezogen hat wird es wohl besser sein, die Karten auf den Tisch zu legen.“ Aber einfach wollte er es denen nicht machen. „Nur Stück für Stück, werde ich zugeben, was sowieso nicht zu verheimlichen ist. Erst will ich auch wissen, was Köhler ausgesagt hat. Er möchte auch nicht als Verräter, besonders Rolf gegenüber, da stehen.“

Das war auch gar nicht notwendig. Bereits bei seiner ersten Befragung gab Rolf alles zu und schilderte ausführlich, wie der Schmuggel des Goldes nach Westdeutschland und der Verkauf in Lübeck und Hamburg abgelaufen ist. Er hatte einfach nicht die Nerven zu leugnen. Es war auch die Autorität der Kriminalisten und die Angst vor den Folgen, die ihn alles zugeben ließ. Er hoffte, dadurch vielleicht mit einem blauen Auge davon zu kommen. Zumal er auch das Versteck des Geldes verraten hat. Allerdings verschwieg er das von ihm in Hamburg eingerichtete Konto, auf dem sich das meiste Geld von seinem Anteil befand. Davon wusste ja niemand. Deshalb wollte er auch weiterhin die Höhe seines tatsächlichen Anteiles verschweigen. Auch wenn Heinrich ihn in die „Pfanne“ haut. Seine Hoffnung war trügerisch.

Auch er wurde noch am Tag der ersten Befragung in die Untersuchungshaftanstalt der Stasi nach Dresden überführt und saß auf der gleichen Etage, wie sein „Partner“ Heinrich., ohne dass der das ahnte. Es gehörte zur Methode der Untersuchungsabteilung des MfS, dass neu Inhaftierte die ersten vierundzwanzig Stunden in ihren Zellen (Verwahrräumen) allein verbringen mussten. Das hatte psychologische Gründe. In den ersten Stunden steht jeder unter den schrecklichsten Eindrücken.

Die Tatsache, von der Familie getrennt zu sein und die Ungewissheit, wie lange der Zustand dauern wird und welche Strafe zu erwarten ist, führt in der Regel zu einem kleinen oder größeren Nervenzusammenbruch. Zumindest bei „Ersttätern“, nicht bei Berufsverbrechern.

So erging es auch Heinrich und seinen „Partnern“. Heinz wurde zur gleichen Zeit in der Untersuchungshaftanstalt der Stasi in Karl-Marx-Stadt inhaftiert, da sein Wohnsitz Freiberg im Bezirk Karl-Marx-Stadt lag. Er hatte zwar nie gehofft, dass es so kommt, aber überrascht war er nicht, wo er von der Polizei abgeholt wurde und war sich auch im Klaren, dass es nicht viel Sinn hatte zu leugnen.

Er hatte das Pulver zwar gestohlen, aber was danach damit geschah, davon besaß er keine blassen Schimmer. Von Köhler hatte er insgesamt zehntausend DDR-Mark bekommen, wofür er sich einen gebrauchten Kleinwagen „Saporoshez“ kaufte. „Was die anderen mit dem Pulver gemacht haben, war doch nicht seine Sache, dafür kann man ja ihn nicht verantwortlich machen“. dachte er sich. „Seine Frau wird sicherlich entsetzt gewesen sein, als sie von seiner Inhaftierung erfuh.“ Doch das war ihm nicht so wichtig. Sie hatten sich schon lange nichts mehr zu sagen. Deshalb wird sie ihn wohl auch nicht im Gefängnis besuchen kommen.

Der Verlust seiner Arbeit und die Scham vor den Kollegen, das wog schon schwerer. War aber nicht zu ändern. Irgendwie wird er das schon alles durchstehen, dachte er etwas einfältig.

Nach dem Untersuchungsführer Oberleutnant Schulz alle Unterlagen von der Zollfahndung und der Kriminalpolizei erhalten hatte, studierte er sorgfältig die Beobachtungsprotokolle, Bilder und Informationsberichte der „Inoffiziellen Mitarbeiter“ sowie befragten Auskunftspersonen. Mit Beginn der Bearbeitung eines Ermittlungsverfahrens erstellte er einen detaillierten Untersuchungsplan. Darin sind die Themenkomplexe der durchzuführenden Vernehmungen, Zeugen- und Beschuldigtenvernehmungen sowie eine Bewertung der vorhandenen Beweismittel enthalten. Die während der Wohnungsdurchsuchungen beschlagnahmten Gegenstände, Schriftstücke, Briefverkehr sowie sonstigen Unterlagen der Beschuldigten mussten durchgesehen und zugeordnet werden. Meistens wird ein großer Teil dieser Dinge wieder den Angehörigen zurückgegeben, da sie nach ihrer Sichtung mit dem Strafverfahren nichts zu tun haben. Doch das zeigt sich erst bei deren Durchsicht. Schulz hatte nun drei Beschuldigte in diesem Strafverfahren zu „bearbeiten“.

Das bedeutete drei Wohnungsdurchsuchungen, zu jedem Komplex dreimal die gleichen Zeugen- und Beschuldigtenvernehmungen, die jeweils mehrere Stunden dauerten und nicht nur Zeit sondern auch Nerven kosteten. Deshalb war die Ausarbeitung von Vernehmungsplänen für eine rationelle Arbeit besonders wichtig. Doch bevor er die Beschuldigten mit seinen Fragen konfrontieren konnte, musste er die Vernehmungspläne seinem Referatsleiter, Major Senftleben, zur Bestätigung vorlegen.

Nach den Vernehmungen mussten die Protokolle in der Urschrift vom Zeugen oder Beschuldigten unterschrieben und dem Referatsleiter zur Kontrolle vorgelegt werden. Danach wurden sie im Schreibbüro der Abteilung in Reinschrift zweifach abgeschrieben, ehe sie den Zeugen und Beschuldigten nochmals zur Unterschrift vorgelegt werden müssen. Damit bei eventuellen Unstimmigkeiten durch das Gericht oder den Staatsanwalt der tatsächliche Verlauf der Vernehmung überprüft werden kann, sind davon Tonbandaufzeichnungen anzufertigen, die vom Zeugen oder Beschuldigten vor Beginn der Vernehmung signiert werden müssen. Somit kam auf Schulz in diesem Strafverfahren mit drei Beschuldigten viel Arbeit zu. Der Staatsanwalt und das Gericht haben es einfacher.

Sie schauen sich die Akten an und bilden sich noch vor der Gerichtsverhandlung innerhalb von zwei oder drei Stunden eine Meinung, ohne die Beschuldigten gesehen zu haben. Hat der Untersuchungsführer etwas vergessen zu ermitteln, so kommen die Akten wieder zurück und es dauert mehrere Wochen, bis das nachgearbeitet ist. Damit verlängert sich für den oder die Beschuldigten um Wochen die unangenehme Zeit der Untersuchungshaft. Nicht selten dauert diese dann acht Monate oder ein Jahr, bevor ein Urteil gesprochen ist. Im Fall von Heinrich und seinen „Geschäftspartnern“ war von vornherein mit mehr Wochen als normal zu rechnen, da Ermittlungen durch die tschechischen Behörden erforderlich waren. In dem Fall, wo die Staatssicherheit sogar inoffizielle Ermittlungen in Westdeutschland für erforderlich hält, war mit noch mehr Zeit zu rechnen. Doch davon ahnten die Beschuldigten in diesem Strafverfahren noch nichts.

Für Schulz und seinem Referatsleiter Senftleben begann die neue Woche mit einer Beratung beim Chef der Abteilung. Schulz musste ausführlich Bericht erstatten, was für Untersuchungsergebnisse mittlerweile vorliegen. Oberst Nicolaus machte ein recht finsternes Gesicht, als er hörte, was bisher an Beweismitteln vorliegt. Dann fasste er zusammen,

„Wir wissen

1. dass in Freiberg Goldpulver gestohlen wurde.
2. dass daraus Gold gewonnen wurde.
3. dass Gold in der BRD verkauft wurde und
4. welche Personen daran beteiligt waren und dass diese bei uns in Haft sind.

Oberst Nicolaus sprach weiter, wir müssen ermitteln,

1. um wie viel Edelmetall handelt es sich insgesamt?
2. welche Menge wurde davon in die Bundesrepublik geschuggelt?
3. zu welchem Gesamtpreis wurde verkauft?
4. welchen Anteil bekam jeder?
5. welche Mengen wurden in die CSSR verbracht und
6. welche weiteren Personen sind darin verwickelt?

„Habe ich etwas vergessen? nein, dann fangt mit der Arbeit an und legt mir die Untersuchungspläne vor!“ Senftleben nahm beim Aufstehen wie immer Haltung an und antwortete pflichtbewusst, „Jawohl, Genosse Oberst“

Schulz konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Das dienstbeflissene Gehabe seines Referatsleiters konnte selbst der Chef nicht leiden. Doch Senftleben ist eben noch von der „Alten Schule“ .

Ansonsten ging es unter den Mitarbeitern der Untersuchungsabteilung recht kollegial zu. Man ist per „Du“ und die meisten besitzen einen Fach- oder Hochschulabschluss. Neben einigen jungen Mitarbeitern ist der überwiegende Teil erfahren in der kriminalistischen Arbeit. Es kam nicht oft vor, dass derartige Ermittlungsverfahren von der Staatssicherheit bearbeitet werden. Sonst waren es meistens Beschuldigte, die entweder illegal in die BRD wollten, sich mit Personen oder irgendwelchen Stellen dort in Verbindung gesetzt haben, um mit deren Unterstützung ihre Ausreise aus der DDR zu erzwingen. Hin und wieder kam es auch vor, dass prominente Künstler, Ärzte, Sportler oder Wissenschaftler in Straftaten verwickelt waren. Für Oberleutnant Schulz war es schon eine gute Gelegenheit, sich bei diesem Verfahren zu beweisen, wo es um viel Edelmetall, Geld und Schmuggel in die Bundesrepublik ging.

Allerdings kam auch viel Arbeit auf ihn zu. Deshalb wollte er mit seinem Referatsleiter sprechen, dass er einen von den jungen Mitarbeitern zugeteilt bekommt, der ihn bei Vernehmungen und der Sichtung der Beweismittel unterstützt. „Wenn er alles gut in auf die Reihe bekommt, springt für ihn vielleicht die vorzeitige Beförderung zum Hauptmann heraus.“ Dachte er, als er wieder hinter seinem Schreibtisch saß. Zunächst war es wichtig für ihn einzuschätzen, welchen Wert die bei den Wohnungsdurchsuchungen sichergestellten Dokumente und Gegenstände für das Verfahren haben. Also, musste alles auf den Tisch und gründlich unter die „Lupe“ genommen werden. In seinem Stahlschrank befanden sich mittlerweile einige Kartons mit Münz- und Briefmarkenalben, Goldbarren und Werkzeugen aus Heinrichs Grundstück. Bei den anderen zwei Beschuldigten wurde nicht so

viel beschlagnahmt. Bei Köhler sind es die Geschäftsunterlagen, die von größtem Interesse und Bedeutung sein werden.

Bevor Schulz mit der weiteren Arbeit an „seinem“ Verfahren begann, brachte er in der nächsten Referatsbesprechung seine Bitte, ihm einen Mitarbeiter zur Seite zu stellen, noch einmal vor.

Wie er an den Gesichtern der drei jüngeren Kollegen des Referats erkennen konnte, waren sie alle daran interessiert. Es hatte sich inzwischen unter ihnen herum gesprochen, worum es in diesem Verfahren ging, dass es nicht wie sonst um „Ausreiseantragsteller“ oder „Grenzverletzer“ ging. Der Sachverhalt schien vielseitig und interessant zu sein. So, wie Schulz es wollte, bekam er Oberfeldwebel Pätzold zur Seite. Der galt als fleißig und intelligent genug, um Schulz zu unterstützen. Mitunter war er in der Vergangenheit etwas übermotiviert und musste zurück gepfiffen werden. Nach seiner Wehrdienstzeit beim Wachregiment der Staatssicherheit verpflichtete er sich als Berufssoldat. Ohne sich das aussuchen zu können, wurde er der Untersuchungsabteilung zugeteilt. Vor dem dreijährigen Wehrdienst lernte er Betriebsschlosser.

Sein Ziel war, die Fachschule der Stasi zu besuchen und danach als Untersuchungsführer zu arbeiten. Bis dahin war es für ihn ein weiter Weg. Einige Grundkenntnisse der Arbeit im MfS (Ministerium für Staatssicherheit) bekam er während eines halbjährigen Grundkurses vermittelt. Im Verfahren gegen Heinrich Franz mitzuarbeiten war auch für ihn eine gute Gelegenheit, sich zu beweisen.

Zur Begutachtung und Wertschätzung der bei Heinrich beschlagnahmten Münzen, Briefmarken, Bilder und Porzellangegenstände mussten Sachverständige hinzu gezogen werden. Diese wurden durch das Bezirksgericht Dresden benannt. Bei den begutachteten sieben Bildern aus Heinrichs Wohnung stellte anhand von Katalogen der Gutachter fest, dass diese einen Wert von fünfundsechzigtausend Mark der DDR besaßen. Allerdings konnte Heinrich nicht bewiesen werden, dass er diese unrechtmäßig erworben hat. Vier davon hatte er von seinen Eltern geerbt und die anderen drei habe er von ehemaligen Kunden gekauft, die aber schon vor einigen Jahren verstorben sind. Komplizierter war es bei dem Bild, das Heinrich von Vaclav hatte. Der Gutachter, Kunsthistoriker der Dresdner Gemäldegalerie, schätzte den Wert auf fünfzigtausend DDR-Mark. Es war ein Ölgemälde eines weniger bekannten italienischen Meisters aus dem 18. Jahrhundert. Somit war die nicht angezeigte Einfuhr dieses Bildes eine Straftat, für die Heinrich sich vor Gericht ebenfalls verantworten musste.

Bei der Briefmarkensammlung konnte Heinrich kein ungesetzliches Handeln nachgewiesen werden. Der Wert der Sammlung wurde von einem Gutachter des Kulturbundes auf fünfzigtausend Mark geschätzt. Das hatte für Heinrich nur im Zusammenhang mit einer eventuell zu erwartenden Steuerstrafe- und Nachzahlung Bedeutung.

In einer seiner Vernehmungen wurde Heinrich gefragt, in welchem Umfang er an der ungesetzlichen Ein- und Ausfuhr von Edelmetall über die tschechisch-deutsche Grenze beteiligt war.

Diese Frage verneinte Heinrich eindeutig. Er hoffte, dass Köhler darüber ebenfalls nichts aussagt. Doch da hatte er Pech. Köhler blieb nichts weiter übrig, als ausführlich darüber zu sprechen, weil er nur so seine sprunghaft angestiegenen Silberaufkäufe bzw. Verkäufe in Freiberg erklären konnte. Dort hatte er ja schließlich auch Heinz kennen gelernt. Die von Heinrich aufgekauften Mengen an Silber waren in seinen Büchern mit gefälschten Namen aufgeführt. In einer Vernehmung gab er gegenüber Schulz zu, dass er in Wirklichkeit dieses Silber von Heinrich Franz aufgekauft habe jedoch nicht weiß, wo der das Silber her habe. Er vermutet lediglich, dass dieses Silber aus der CSSR stammte. Zumindest deutete Heinrich Franz ihm gegenüber so etwas an.

Zur Klärung des ganzen Umfangs der Silber An- und Verkäufe musste Oberleutnant Schulz den Beschuldigten Heinrich Franz ein weiteres Mal vernehmen. Dabei sollte auch Pätzold, sein junger Mitarbeiter, eine Chance erhalten. Zunächst musste er die bisherigen Beweismittel und Aussagen analysieren und einen Vernehmungsplan ausarbeiten.

Anschließend sollte er im Beisein seines Vorgesetzten die Vernehmung mit Heinrich durchführen. Ehrgeizig wie er war, legte er noch am gleichen Abend den Plan zur Vernehmung vor. Schulz hatte zwar bei einigen Fragen etwas auszusetzen, aber im Großen und Ganzen war er mit der Ausarbeitung zufrieden. Jetzt konnte Pätzold beweisen, dass er in der Lage ist, eigenständig in einem solch komplizierten Sachverhalt zu arbeiten.

Als Heinrich zur nächsten Vernehmung in das Zimmer von Schulz gebracht wurde ahnte er noch nicht, was ihn an diesem Tag erwartet. Inzwischen dauerte seine Haft bei der Staatssicherheit schon eine Woche und er hatte bisher von Greta noch keine Antwort auf seinen ersten Brief erhalten. „Vielleicht ist es heute soweit“, dachte er noch, als er das Vernehmungszimmer betrat. Erstaunt nahm er zur Kenntnis, dass ihn nicht Schulz sondern ein ihm bis dahin nicht bekannter jüngerer Mitarbeiter erwartete. Erst als er auf dem Stuhl am Tisch vor dem Schreibtisch saß, machte sich Schulz bemerkbar. Dieser saß schräg hinter ihm, neben dem Kleiderschrank.

Schulz stand auf und begrüßte Heinrich mit den Worten „Guten Morgen Herr Franz, ich möchte Ihnen meinen jungen Kollegen vorstellen, er wird mit Ihnen die heutige Vernehmung durchführen. Es gibt noch einige Ungereimtheiten im Zusammenhang mit dem Silber zu klären. Wenn wir damit fertig sind, können Sie einen Brief Ihrer Frau lesen und darauf antworten.“ Anschließend setzte er sich wieder auf seinen Stuhl und gab Pätzold ein Zeichen, mit der Vernehmung zu beginnen. Wie bereits bei allen anderen Vernehmungen musste Heinrich mit einem speziellen Stift ein neues Magnetband signieren, das Pätzold danach in das Gerät einlegte. In der Mitte des Schreibtischs stand wie immer eine Schreibmaschine, in die

Pätzold ein Blatt ohne Durchschlagpapier einspannte. Rechts neben der Maschine lagen die Blätter des Vernehmungsplanes, auf die Pätzold immer wieder nervös schaute.

Heinrich war es egal, von wem er vernommen wurde. Jede Frage war ihm unangenehm, sollte er doch in jedem Fall seine Schuld zugeben.. Gemessen an dem „Goldgeschäft“ waren die Verkäufe des Silbers doch „kleine Fische“.

Vernehmungsprotokoll
des Beschuldigten
Heinrich Franz

Frage: Unter welchen Umständen sind Sie in den Besitz des Silbers gekommen, das Sie an den Mitbeschuldigten Köhler in dessen Geschäft in Meißen verkauft haben?

Antwort: Ich habe in der Vergangenheit kein Silber an Herrn Köhler, dem Besitzer des Schmuckgeschäftes am Markt in Meißen, verkauft und war auch nicht im Besitz derartiger Mengen die es lohnte zu verkaufen.

Frage: Dem Untersuchungsorgan ist bekannt, dass Sie in der Vergangenheit aus der CSSR, entgegen den Zollbestimmungen, größere Mengen Silber in die DDR eingeführt haben. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Wie ich bereits aussagte, habe ich kein Silber besessen, ungesetzlich eingeführt und an Köhler verkauft. Mehr habe ich dazu nicht auszusagen.

Vorhalt: Ihnen werden Ihre beschlagnahmten Kontounterlagen zur Einsichtnahme vorgelegt. Aus Ihnen geht hervor, dass Sie auf dieses Konto im Zeitraum November 1980 bis Mai 1981 mehr als zwölftausend Mark der DDR eingezahlt haben. Äußern Sie sich dazu!

Antwort: Es entspricht den Tatsachen, dass ich im genannten Zeitraum zwölftausend DDR-Mark auf mein Konto eingezahlt habe. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Es ist teilweise mein Gehalt und auch Geld von verschiedenen Münzverkäufen aus meiner Sammlung. Diese Gelder habe ich auf mein Konto eingezahlt. Dafür ist ja schließlich ein Bankkonto da.

Frage: Um welche Münzen handelte es sich aus Ihrer Sammlung, die Sie im genannten Zeitraum verkauften?

Antwort: Es handelte sich um „Eichbaum“ Münzen aus dem Deutschen Reich, vor 1933. Davon hatte ich einige Exemplare doppelt. Ich kann aber

heute nicht mehr sagen, zu welchem Preis und an wen ich die Münzen verkaufte. Es muß sich um einen Sammler aus dem Kulturbund gehandelt haben, den ich während einer Tauschbörse kennen lernte.

Vorhalt: Dem Untersuchungsorgan ist bekannt, dass in dem von Ihnen genannten Zeitraum keine Tauschbörse des Kulturbundes stattgefunden hat und keiner der Mitglieder von Ihnen derartige Münzen gekauft hat. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: So genau weiß ich das auch nicht mehr. Auf jeden Fall habe ich genannte Silbermünzen im fraglichen Zeitraum verkauft und den Erlös auf mein Konto eingezahlt.

Vorhalt: Ihnen werden durch das Untersuchungsorgan Belege der Grenzübergangsstelle Zinnwald vorgelegt aus denen hervor geht, dass Sie im Zeitraum Oktober 1980 bis Mai 1981 in vier Fällen aus der DDR in die CSSR ausgereist und am gleichen Tag wieder eingereist sind. Was haben Sie dazu auszusagen?

Antwort: Ja, das kann sein, ich war in dieser Zeit mehrfach bei Bekannten in Prag. Meine Ehefrau ist gern auf dem „Wenzels-Platz“ einkaufen gegangen. Es gibt dort schöne Geschäfte und Bekleidung oder Schuhe, die man in der DDR nicht zu kaufen bekommt.

Frage: Wurden durch Sie bei diesen Gelegenheiten Silbergegenstände in die DDR ungesetzlich eingeführt?

Antwort: Nein, das habe ich nicht. Wir haben nur Kleinigkeiten mitgebracht, die nicht anmeldungspflichtig waren.

Vorhalt: Aus den Geschäftsunterlagen des Schmuckgeschäftes des Beschuldigten Köhler ist zu entnehmen, dass dieser jeweils einen Tag nach Ihren Reisen in- und aus der CSSR größere Mengen Silber aufgekauft habe. Den Aussagen des Beschuldigten Köhler ist zu entnehmen, dass Sie an diesen Tagen ihm jeweils 20 Kg Silber in Form verschiedener Haushaltgegenstände und Münzen zum Ankauf übergeben haben. Äußern Sie sich zu diesem Vorhalt!

Antwort: Wenn das so gewesen wäre, dann hätte Köhler ja auf meinen Namen einen Ankaufschein ausstellen müssen. Ich habe jedenfalls keinen solchen Schein erhalten.

Vorhalt: Ihnen wird vom Untersuchungsorgan ein Silberpokal mit tschechischer Inschrift vorgelegt, auf welchem Ihre Fingerabdrücke vorhanden sind. Dieser Pokal wurde im Geschäft des Beschuldigten Köhler sichergestellt. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Ich gebe ja zu, dass ich den einen oder anderen Gegenstand aus Silber an Köhler verkauft habe. Aufgrund der tschechischen Inschrift muss ich auch zugeben, dass ich diesen Pokal aus der CSSR mitgebracht habe.

Frage: Unter welchen Umständen erwarben Sie diesen Pokal in der CSSR?

Antwort: Wenn ich mich recht entsinne, habe ich ihn von meinem langjährigen Freund Milan Patzourek in Prag erhalten.

Frage: Haben Sie weitere Silbergegenstände von Patzourek in Prag erhalten und in die DDR ungesetzlich eingeführt?

Antwort: Das kann schon sein. Genau weiß ich das aber nicht mehr. Patzourek hat mir bei seinen Besuchen in Radebeul den einen oder anderen Gegenstand aus Prag mitgebracht.

Frage: In welchem Umfang haben Sie derartige Edelmetallgegenstände an den Beschuldigten Köhler verkauft?

Antwort: Das weiß ich heute nicht mehr so genau, Im Laufe der Zeit wird da schon Einiges zusammen gekommen sein.

Vorhalt: In seiner Vernehmung dazu hat Köhler ausgesagt, dass Sie im Zeitraum Oktober 1980 bis April 1981 zirka sechzig Kilo Silber in Form von verschiedenen Haushaltgegenständen und Münzen an ihn Verkauft haben. Äußern Sie sich zu dieser Aussage!

Antwort: Das kann schon sein. Ich besitze weder Belege darüber, noch kann ich mich daran genau erinnern. Wenn Köhler das so genau noch weiß und wenn das so aus seinen Geschäftsunterlagen hervor geht, dann wird es schon stimmen.

Jetzt war es heraus. Heinrich hatte zugegeben, dass er Schmuggel und Verkauf im großen Stil von der CSSR in die DDR betrieben hat. Heinrich las an diesem Tag noch den Brief seiner Frau und erhielt Gelegenheit, darauf gleich zu antworten. Zuvor unterschrieb er noch am Ende der Vernehmung das Protokoll und das Magnetband, Während Heinrich seinen Brief schrieb, verließ Schulz das Vernehmungszimmer und legte mit einem triumphierenden Gesichtsausdruck seinem Referatsleiter die Aussagen vor. Major Senftleben war zufrieden. „Endlich haben wir sein Geständnis, was den Silberschmuggel betraf“, war sein Kommentar und fuhr fort, „Jetzt muss er aber noch aussagen, wo Patzourek das Silber her hatte und wie hoch sein Anteil war“ „Das klären wir in der nächsten Vernehmung“ entgegnete Schulz. „Wie hat sich Pätzold gemacht? Fragte Senftleben weiter“. „Er war recht gut und hat sich strikt an seinen Vernehmungsplan gehalten. Damit hat er Franz richtig aufs Glatteis geführt. Ihm blieb nichts weiter übrig, als alles zuzugeben“, lobte Schulz seinen jungen Mitarbeiter. „Ich bin fest davon überzeugt, dass Franz in seinem Haus oder Grundstück noch mehr Silber oder Gold versteckt hat, Die Hausdurchsuchung war nachts und der Zoll war bestimmt nicht so gründlich. Bevor wir ihn weiter vernehmen, sollte unsere >Durchsuchungsgruppe“ Haus und Grundstück noch einmal gründlich auseinander nehmen“ schlug Schulz seinem Chef vor. Der willigte sofort ein

und wies an, „Da musst Du aber unbedingt dabei sein. Du weißt am besten, worauf es uns ankommt.“

Auf dem Weg in seine Zelle war Heinrich wieder ganz benommen. Erst die Vernehmung und dann noch Gretas Brief. Seine Aussagen bezüglich des Silbers machten ihm weniger Sorgen.

Das war nicht länger zu verheimlichen. Dazu war Köhlers Geständnis eindeutig genug. Viel wichtiger war ihm, „dass er seinen Anteil an dem „Goldgeschäft“ so klein wie möglich halten kann. Danach wird sich wohl am Ende die Gesamtstrafe richten. Greta scheint sich in ihrer Lage zu recht zu finden. Mit einer Arbeit hat es noch nicht geklappt. Jedenfalls hat sie ihm keine Vorwürfe gemacht. Der von ihr beauftragte Rechtsanwalt wird sich wohl in den nächsten Tagen bei ihm melden. Hoffentlich kann der ihm einige nützliche Ratschläge geben“, waren seine Gedanken. In der Zelle angekommen, erwartete ihn eine Überraschung.

Ab sofort war er nicht mehr allein Man hatte einen anderen Häftling zu ihm auf die Zelle gelegt. Die Tür wurde vom Wachposten mit lautem Krachen zugeschlagen und genau so laut drehte sich der große Zellentürschlüssel im Schloss. Heinrich ging auf den Neuen zu, gab ihm die Hand und stellte sich vor, „Ich bin der Heinrich“ „und ich bin der Franz“, gab der zurück. Da fing Heinrich zu lachen an. „Warum lachst Du?“ „Mein Familienname ist Franz“ klärte Heinrich ihn auf und fragte weiter „Warum bist Du hier?“ „Das ist eine lange Geschichte. Ich will in den Westen zu meiner Schwester und habe deshalb einige Briefe an westdeutsche Behörden geschrieben. Jetzt werde ich wegen ungesetzlicher Verbindungsaufnahme beschuldigt. Es scheint den DDR-Behörden unangenehm zu sein, wenn die Öffentlichkeit im Westen erfährt, dass sie uns hier nicht heraus lassen.“ Und warum bist Du hier? fragte der Neue. „Ich habe Geschäfte abgewickelt, die mir einiges eingebracht, aber dem Zoll nicht gefallen haben.“ „Warum bist Du dann bei der Stasi gelandet?“ „Das wurde zum Teil über die BRD abgewickelt. Antwortete Heinrich und versuchte die Fragerei zu beenden. Deshalb lenkte er das Gespräch auf allgemeine Dinge und fragte Franz, „Bist Du schon länger hier?“ „Seit etwa einem Monat und es wird wohl noch eine Weile dauern, nehme ich zumindest an und Du?“ „Bei mir ist es erst eine Woche. Mich hat der Zoll an der Grenze in Zinnwald erwischt, aber ich vermute, dass sie mich schon länger auf der „Rolle“ hatten, denn wegen einem im Auto gefundenen alten Bild und vier neuen Reifen hätten sie mich nicht einsperren können. Aber was soll es. jetzt muss ich durch. da hilft alles Jammern nicht. Hauptsache meine Frau nimmt keinen großen Schaden. Sie muss sich eine Arbeit suchen und ihre Brötchen selber verdienen.“ Franz, der einige Jahre jünger als Heinrich war, fand Heinrich ganz sympathisch und war froh, in ihm einen aufgeschlossenen Gesprächspartner gefunden zu haben. Was Heinrich nicht wissen konnte war, dass Franz ihm als Zelleninformant (ZI) auf die Zelle gelegt wurde. Er sollte seinen Zellenpartner aushorchen und darüber Berichte schreiben. Dafür hatte Senfleben ihm in Aussicht gestellt, dass er nach seiner Verurteilung bald in den Westen abgeschoben wird. Franz hoffte, dass seine Spitzeltätigkeit für

die Stasi niemand erfährt. Das hatte Senfleben ihm zumindest zugesagt. Jetzt sollte er durch geschicktes Fragen Heinrich bewegen, ihm Einzelheiten über seine Geschäfte und seine ehemaligen Geschäftspartner zu erzählen. Irgendwie kam er sich wie ein Verräter vor. Aber wenn er dadurch schnell wieder aus dem „Knast“ und in den Westen entlassen wird, kann ihm das keiner verübeln.

Er würde keinem etwas darüber sagen, nicht einmal seiner Frau, die gleichfalls inhaftiert ist. Sie haben gemeinsam die Schreiben verfasst und in den Westen geschickt und waren sich einig, im Westen neu anzufangen. Nicht das es ihnen in der DDR schlecht gegangen war. Sie hatten eine gute Arbeit, waren jedes Jahr im Urlaub, haben eine schöne Wohnung in Dresden und einen „Trabbi“, auf den sie elf Jahre warten mussten. Daran würde sich bis zur Rente auch nicht viel ändern. Aber mit seinen zweiundvierzig Jahren wollte er noch mehr erleben bzw. erreichen. Er wollte genau wie seine Schwester Urlaub auf Mallorca machen, auch ein modernes Auto fahren und nicht drei Jahre auf neue Möbel warten müssen. Der Verdienst im Westen ist auch höher, wie er von seiner Schwester wusste. Ein Zurück, gibt es für ihn und seine Frau nicht mehr. Deshalb ist es für ihn auch kein Verrat, wenn er Heinrich in der Zelle bespitzelt. Obwohl Heinrich darüber nichts ahnte, war er instinktiv vorsichtig, was er Franz oder jeden anderen Mitinsassen über sich erzählen würde. Deshalb wich er zunächst allen Gesprächen aus, wo Franz ihn nach Einzelheiten fragte.

Inzwischen hatte der zuständige Richter die Durchsuchung Heinrichs Wohnhaus und Grundstück genehmigt.

Mit zwei Kleinbussen „Barkas“ fuhr die Durchsuchungsgruppe, unter Leitung von Schulz, nach Radebeul. Greta war mehr als erschrocken, als ihr die Durchsuchungsanordnung vom Staatsanwalt unter die Nase gehalten wurde. Ihr blieb nichts weiter übrig, als allen Anordnungen nach zu kommen und die Schränke zu öffnen. Doch es ging Schulz nicht nur darum im Haus, sondern auch außerhalb des Hauses auf der Wiese oder im Garten nach eventuell vergrabenen Gegenständen zu suchen.

Zu diesem Zweck war einer der Mitarbeiter mit einem Metalldektor und zwei andere mit Spaten und Spitzhacke „bewaffnet“. Das Brummen des Gerätes war weit über den Gartenzaun, bis zum nächsten Wohngrundstück, zu hören. In der Zwischenzeit durchsuchte der andere Teil der Stasi-Mitarbeiter den Dachboden und nahmen jeden Gegenstand in die Hände, ohne etwas Verwertbares zu finden. Schulz wurde langsam unruhig. Sein Bauchgefühl sagte ihm, dass noch Dinge zu finden sind, die Heinrich bisher verschwiegen hat, Deshalb nahm er sich persönlich noch einmal Heinrichs Arbeitszimmer vor. Die Suche im Schreibtisch ergab nichts. Es war weder ein Geheimfach noch ein anderes Versteck vorhanden. Beim Betrachten der Wände und Bücherschränke fiel ihm ein alter gesetzter, bis an die Decke reichender Kachelofen auf, Allem Anschein nach wurde der aber nicht genutzt.

Daneben stand ein elektrischer Ölradiator, der wahrscheinlich als Wärmequelle diente, wenn Heinrich sich im Arbeitszimmer aufhielt. Um das zu klären, rief er „Frau Franz, kommen Sie doch bitte einmal in das Arbeitszimmer“.

Greta stand bis dahin die ganze Zeit, gelehnt an einen Schrank, in der Küche und ließ das Treiben über sich ergehen. Immer noch blass im Gesicht hörte sie Schulz rufen.

Langsam bewegte sie sich in Richtung Arbeitszimmer. Sie bewegte nur ein Gedanke, „Hoffentlich finden die nicht noch mehr, was Heinrich belasten könnte. Sie hatte ja tatsächlich keine Ahnung von all dem, was ihn in das Gefängnis gebracht hat. Wegen den Reifen und dem Bild, kann es ja sicher nicht sein.“

Mit einem Wasserglas in der Hand stand sie vor Schulz und fragte, „Sie haben mich gerufen?“ „Ja, sagen Sie mir doch bitte, wurde dieser Kachelofen in der letzten Zeit genutzt?“ Greta schaute Schulz ins Gesicht und antwortete „nein, ist das wichtig?“

Ohne eine Antwort zu geben, öffnete Schulz die Ofenklappe und griff in den Ofen. Sofort fühlte er einen in Zeitungspapier eingewickelten harten Gegenstand. Er nahm ihn heraus, entfernte das Zeitungspapier und es kam eine alte Zigarrenschachtel zum Vorschein, die voller Münzen war. Schulz erkannte sofort, dass es sich um alte österreichische Silbertaler handelte. Das Silber war teilweise stark korrodiert und deshalb fast schwarz. Greta entfuhr es spontan, „Warum hat er denn die Münzen im Ofen versteckt? Ich habe mich doch nie dafür interessiert.“

„Das wird er mir wohl erklären müssen!“ erwiderte Schulz. Fast zur gleichen Zeit wurde es im Garten ziemlich laut. Schulz hörte wie der Suchtrupp aufgeregt durcheinander rief, „Wir haben etwas gefunden!“ Mit dem Spaten legte einer der Mitarbeiter eine mit Tesa-Band umwickelte Blechschachtel frei, in der Metall beim Hin- und Herschütteln klapperte. Schulz betrachtete die alte Keksdose von allen Seiten, ehe er das Klebeband von ihr löste.

Er vermutete richtig. Heinrich hatte nicht nur Silber in seinem Arbeitszimmer sondern auch Gold im Garten versteckt. Das war der eindeutige Beweis, dass er nicht nur der Handlanger für andere war, sondern der Haupttäter. Nicht umsonst legte er diese Verstecke an. In der Garage hatte der Zoll bei der ersten Durchsuchung das Gold in Barrenform gefunden. Dagegen waren in der Blechdose kleine Stücke in unterschiedlichen Formen, wie sie beim Sylvesterbleigießen entstehen. Schulz vermutete, dass das gefundene Gold Heinrichs Anteil bei dem Golddiebstahl war. Somit fand die Durchsuchung für die Stasi-Mitarbeiter einen erfolgreichen Abschluss. Heinrich mußte nun einiges erklären. Seine bis dahin getroffene Aussage, er habe Köhler nur einen Gefallen getan, konnte er nun jetzt mehr aufrechterhalten.

Deshalb freute sich Schulz schon auf die nächste Vernehmung. Schließlich galt es noch festzustellen, um welche Mengen es sich letztendlich handelte, die in Freiberg gestohlen und in die BRD verschoben wurde.

Bestandteil eines jeden Ermittlungsverfahrens war die Aufklärung der Persönlichkeit des Beschuldigten. In einer speziellen Vernehmung wurde dazu ein ausführliches Protokoll angefertigt worin jeder der Inhaftierten zu seinen familiären Verhältnissen sowie zu seiner schulischen- und beruflichen Entwicklung ausführlich befragt wurde.

Ebenfalls wurde auf den jeweiligen Arbeitsstellen eine so genannte „Kollektivberatung“ vom Untersuchungsführer der Stasi und vom zuständigen Staatsanwalt durchgeführt.

Bei dieser Gelegenheit erhielten die Kollegen der Beschuldigten Informationen zu den Gründen der Inhaftierung und der Staatsanwalt wiederum Informationen zur Persönlichkeit des Beschuldigten. Schließlich war es für das Gericht wichtig zu wissen, wen es zu verurteilen hat. Ist es ein notorischer Krimineller, tatsächlicher Staatsfeind oder ein Beschuldigter, dessen Wiedereingliederung nach verbüßter Strafe keine großen Schwierigkeiten bereitet. Im Fall von Köhler und Heinrich erübrigte sich eine solche „Kollektivberatung“, da sie ja in keinem „Arbeitskollektiv“ tätig waren. Aber bei Rolf und Heinz sind die Kollegen fast vom Stuhl gefallen als sie hörten, weshalb sie eingesperrt sind. Beide haben in der Vergangenheit ihre Arbeit ordentlich gemacht und waren weder negativ oder besonders positiv aufgefallen.

Da beide in einfachen, ihrem Einkommen entsprechenden Verhältnissen lebten, wäre keiner der Kollegen auf den Gedanken gekommen, dass sie ihr Gehalt durch Straftaten aufgebessert haben. Staatsanwalt Müller gab jedoch keine Einzelheiten Preis,

weshalb die Kollegen nichts darüber erfuhren, um welche Summen es im Strafverfahren ging und dass es sich um Schmuggel in die BRD handelte. Rolf und Heinz gaben in ihren Vernehmungen alles zu, da sie hofften, auf diese Weise ein mildes Urteil zu erhalten. Bei Rolf sah die Sache etwas anders aus. Sein Anteil am Verkauf des Goldes war ja viel größer, als bei Heinz und er hat ja bis dahin verschwiegen, wie viel Geld in D-Mark er auf seinem Konto in Hamburg angelegt hat. Zum Zeitpunkt seiner Festnahme waren es etwas mehr als dreißigtausend D-Mark. Heinz hatte dagegen von Köhler nur zehntausend DDR-Mark erhalten. Den Löwenanteil des Bargeldes hatte sich Köhler eingesteckt. Es waren etwas mehr als sechshundertdreißigtausend DDR-Mark. Mehr als eine halbe Million. Ihm wurde übel, wenn er daran dachte, dass er dafür gerade stehen musste.

Ihm fehlte mittlerweile auch der Überblick, was er davon bereits ausgegeben und was er noch bei seiner Mutter versteckt hat. Auch darüber hat er noch nichts ausgesagt. So richtig ist er danach bisher noch nicht gefragt worden.

Senftleben beraumte für den Tag nach der Durchsuchung in Heinrichs Wohngrundstück eine Besprechung mit Schulz und Pätzold an. Mit den

bisherigen Ergebnissen war er recht zufrieden. Allerdings gab es noch einige ungeklärte Fragen.

1. Zur Gesamtmenge des gestohlenen Goldes;
2. Zum jeweiligen Anteil am Verkauf des Goldes und
3. Zum Auffinden der Geldbeträge und
4. Zum Kenntnisstand bzw. der Mittäterschaft der Ehefrauen der Beschuldigten.

Schulz wurde beauftragt, Vernehmungspläne zu diesen vier Fragenkomplexen zu erarbeiten, die für jeden der drei Beschuldigten zu spezifizieren waren und Pätzold hatte die Vernehmungen der Ehefrauen vorzubereiten und durchzuführen.

Drei Tage nach dieser Beratung war es soweit. Greta, Heinrichs Ehefrau, war zur Bezirksverwaltung der Staatssicherheit bestellt, wo Pätzold die Vernehmung mit ihr, in einem der Besucherzimmer, durchführte. Die Schreibmaschine stand wie immer in der Mitte des Schreibtisches. Rechts daneben lagen geordnet die fünf Blätter seines Vernehmungsplanes und links davon stand das Tonbandgerät mit einem neuen Magnetband. Greta wurde pünktlich um neun Uhr am Eingang des großen Gebäudes von einem Wachposten empfangen, der ihre Personalien notierte und sie danach in das Besucherzimmer führte. Pätzold begrüßte sie an der Tür und bat sie am Tisch Platz zu nehmen. Greta entledigte sich ihres Mantels, den sie Pätzold in die Hand drückte, ehe sie sich voller innerer Anspannung setzte. Noch vor Beginn der eigentlichen Zeugenvernehmung informierte er sie, dass es Heinrich den Umständen entsprechend gut geht und dass er sich das alles selbst und ihr „eingebrockt“ hat. Die Beweislage ist so, dass er eine längere Haftstrafe zu erwarten habe. Dann begann er mit der Vernehmung.

Vernehmungsprotokoll

Der Zeugin Greta Franz

Datum:.....1981

Frage: Ihnen wurden Ihre Rechte als Zeuge und Ehefrau im Strafverfahren gegen Ihren Ehemann, Heinrich Franz, zur Kenntnis gegeben. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Ich habe die Belehrung verstanden und bin bereit auszusagen. Auch wenn ich als Ehefrau ein Aussageverweigerungsrecht habe hoffe ich, damit meinen Ehemann auch entlasten zu können.

Frage: Was ist Ihnen über die strafbaren Handlungen Ihres Ehemannes, Heinrich Franz, bekannt?

Antwort: Ich habe nur Kenntnis darüber, dass mein Ehemann im Ergebnis einer Zollkontrolle, an der Grenzübergangsstelle in Zinnwald festgenommen wurde. Er hatte in Prag vier neue Reifen für unser Auto gekauft und montieren lassen. Das Bild, das im Kofferraum unseres Autos gefunden wurde, hat er meines Wissens nach von unserem gemeinsamen Freund, Vaclav Patzourek, geschenkt bekommen. Über weitere Handlungen, die ihm vorgeworfen werden, habe ich keine Kenntnis. Was seine Münz- und Briefmarkensammlungen betrifft, habe ich keine Ahnung. Ich habe mich nie dafür interessiert und er hat mich auch nie einbezogen. Ich künnte mich um den Haushalt und er um seine Arbeit und seine Hobbys.

Frage: Welche Kenntnisse besitzen Sie darüber, in welchem Umfang Ihr Ehemann Edelmetall in die DDR eingeführt bzw. ausgeführt hat?

Antwort: Darüber weiß ich nichts. Hin und wieder hat er mit Vaclav Patzourek Münzen getauscht, aber konkrete Kenntnisse habe ich darüber nicht. Wenn wir in Prag, in der Wohnung der Familie Patzourek waren, zogen sie sich stets in dessen Arbeitszimmer zurückgezogen wo sie sich über ihre Sammlungen unterhielten. Das hat mich sowie Patzoureks Ehefrau Lena, nie interessiert. Das waren reine Männergespräche.

Frage: Besitzen Sie Kenntnis darüber, in welchem Umfang Ihr Ehemann Edelmetall in der DDR verkauft hat?

Antwort: Ich weiß nur, dass mein Ehemann im Münz- und Philatelistenverband organisiert ist. Mit wem er dort Münzen getauscht oder an wen er welche verkauft hat, weiß ich nicht. In unserer Wohnung sind auch nie Leute gewesen, mit denen mein Mann solche Geschäfte gemacht haben könnte.

Vorhalt: Während der Durchsuchung Ihrer Wohnung wurden in Ihrer Gegenwart in einem Ofen Silbermünzen beschlagnahmt, die in einem Ofen im Arbeitszimmer Ihres Ehemannes gefunden wurden. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Es ist richtig, dass ich zugegen war, als in einem Ofen, im Arbeitszimmer meines Mannes, eine Blechschachtel mit Silbermünzen gefunden wurde. Ich habe aber keine Ahnung davon, warum mein Ehemann diese Münzen dort versteckt hat. Auf keinen Fall gehörten sie nicht zu seiner Sammlung. Sonst hätte er sie sicher nicht versteckt. Seine Sammlung bewahrte er immer in seinem Schreibtisch auf. Diese Blechdose mit den Münzen habe ich vorher nie gesehen und kann darüber auch nichts weiter aussagen.

Vorhalt: In der Garage sowie im Garten Ihres Wohngrundstückes wurden bei einer Durchsuchung verschiedene Gegenstände aus Gold sichergestellt. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Darüber weiß ich absolut nichts. Die Garage habe ich nur sehr selten betreten. Das gehörte ausschließlich zum Reich meines Ehemannes. Es kam nur sehr selten vor, dass ich die Garage betrat, wenn ich meinen Ehemann zum Essen holte. Wann und warum er in der Garage und im Garten Gegenstände aus Gold versteckte, kann ich nicht sagen. Er hatte mir nie derartige Gegenstände gezeigt bzw. habe ich welche bei ihm gesehen.

Frage: Ist Ihnen der Mitbeschuldigte Goldschmiedemeister Günter Köhler bekannt?

Antwort: Ja, ich habe einmal Herrn Köhler in seinem Geschäft in Meißen kennen gelernt. Mein Mann ließ vor einigen Jahren bei ihm für mich einen Ring anfertigen lassen, den ich in diesem Geschäft angepasst bekam. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Herrn Köhler kennen. Seit diesem Zeitpunkt habe ich ihn nie wieder gesehen. Er war auch nie in unserer Wohnung.

Frage: In welchem Verhältnis steht Ihr Ehemann zum Mitbeschuldigten Günter Köhler?

Antwort: Darüber kann ich nichts aussagen. Ich weiß nur, dass sie sich schon sehr lange kennen. Soweit ich weiß, aus dem Philatelistenverband. Mein Ehemann erzählte mir nie darüber, ob er mit Köhler Münzen getauscht oder an ihn verkaufte.

Vorhalt: Ihnen werden drei Sparkassenbücher vorgelegt, die während der Durchsuchung Ihrer Wohnung sichergestellt wurden. Was haben Sie dazu vorzubringen?

Antwort: Diese drei Sparkassenbücher gehören meinem Ehemann und mir. Darauf zahlten wir unsere Ersparnisse sowie das Gehalt meines Mannes ein. Eigentlich verwaltete ausschließlich mein Mann die Konten. Das eine Konto gehört ausschließlich mir und das andere ausschließlich meinem Mann.

Das Dritte gehört uns beiden. Darauf ist das Gehalt meines Mannes eingegangen und wir haben davon unseren Lebensunterhalt bestritten, was an den Ein- und Auszahlungen ersichtlich ist. Deshalb ist der Kontostand auch nicht sehr hoch. Auf meinem eigenen Konto befindet sich ausschließlich das Geld, was ich mit in die Ehe gebracht habe. Seit dem sind keine Einzahlungen darauf vorgenommen worden. Von dem dritten Konto bestritt mein Mann seine persönlichen Ausgaben und zahlte Einnahmen aus seinen Münzverkäufen ein. Aber darüber habe ich keinerlei Kenntnis. Weder über seine Ausgaben noch seine Einnahmen.

Frage: Auf dem Konto Ihres Ehemannes wurden im Zeitraum Oktober 1980 bis April 1981 zwölftausend Mark eingezahlt. Was wissen Sie darüber?

Antwort: Wie ich schon sagte, besitze ich keinerlei Kenntnisse über die Ein- und Auszahlungen auf dem Konto meines Mannes. Deshalb kann ich dazu auch keine Aussagen machen.

Vorhalt: Ihnen werden Fotos von folgenden, bei der Durchsicherung Ihrer Garage sichergestellten Gegenstände, vorgelegt. Was haben Sie dazu auszusagen.?

Antwort: Ich erkenne darauf einen Schweißbrenner, eine Metallschüssel sowie einige andere Gegenstände, die ich nicht kenne. Wie ich bereits vorbrachte, habe ich keine Ahnung davon, was mein Mann in der Garage machte. Mehr kann ich dazu nicht sagen.

Nach dem Pätzold alle auf seinem Vernehmungsplan enthaltenen Fragen Greta gestellt hatte und sie keine Sachdienlichen Aussagen machen konnte, beendete er die Zeugenvernehmung.

Mit der Überzeugung, ihrem Mann nicht geschadet zu haben, fuhr Greta mit der Bahn wieder nach Hause. Sie grübelte noch lange darüber nach, was Heinrich zusammen mit Vaclav und Köhler alles angestellt hat. Eine längere Haftstrafe hat er zu erwarten, wie ihr der Mann von der Stasi sagte. Demnach müssen sie mit Silbermünzen und Gold geschmuggelt haben. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, wie es nun weitergehen soll. Wie sie nach der Vernehmung noch erfuhr, wird in den nächsten Tagen wenigstens ihr Konto freigegeben.

Einige Tage später bekam Heinrich von Oberleutnant Schulz die Zeugenaussagen seiner Frau vorgelegt und er musste dazu Stellung nehmen.

Danach war er froh, dass er seiner Frau nie etwas von seinen Geschäften mit Vaclav und Köhler erzählte. „So konnte sie mit ruhigem Gewissen ihre Aussagen machen, ohne lügen zu müssen. Allerdings kann er ihr jetzt die Folgen nicht ersparen. Er wusste, dass die „Geschichten“ mit dem Silber und Gold recht riskant waren, da mehrere Personen einbezogen sind. Wenn nur einer von ihnen aussagt, dann musste eben alles heraus kommen. Das ist nun einmal so. Damit musste er sich jetzt abfinden. Es wird sicher sehr lange dauern bis er wieder in Freiheit sein wird.“

Das waren seine Gedanken, als er wieder auf der Pritsche in seiner Zelle saß. Franz, sein „Zellenkollege“ beobachtete Heinrich eine Weile bevor er ihn fragte, „Na, schlechte Nachrichten?“ „Nein, der Vernehmer hat mir nur die Zeugenaussagen meiner Frau vorgelegt. Sie wusste je von allem nichts. Deshalb konnte sie mich auch nicht belasten. Mir tut sie nur schrecklich leid. Jetzt muss sie ganz schön lange auf mich warten.“

Franz erkannte sofort, dass Heinrich „angeschlagen“ ist. Das war vielleicht die Gelegenheit, aus ihm einiges heraus zu bekommen, was er berichten kann. Deshalb fragte er weiter, „Hast Du denn noch viel verheimlicht?“ Tatsächlich war Heinrich in der Stimmung mit jemandem zu reden, um einfach etwas von seiner Last los zu werden. Nur aus diesem Grund unterhielt er sich mit Franz weiter. „Es gibt schon einiges, was ich bisher nicht erzählt habe, womit ich mich tüchtig belasten würde. Wenn ich nur wüsste, was die anderen ausgesagt haben. Davon hängt ab, was sie mir letztendlich anhängen können.“ „Ist es denn so schlimm?“ bohrte Franz

weiter. „Ich habe aus geklautem weißem Pulver Gold gemacht und ein anderer hat es in die BRD geschmuggelt und in Hamburg verkauft. Ich habe meinen Anteil aber behalten und nicht verkauft.

Ein Teil war in meiner Garage und den Rest habe ich in meinem Garten verbuddelt. Das müssen so an die zwei Kilo gewesen sein“ schloss er sein Geständnis gegenüber Franz. „Und die anderen haben auch so viel bekommen?“ war die nächste Frage und Heinrich antwortete

„Jede Lieferung betrug etwa zwei Kilo. Im Westen haben sie dafür im Schnitt vierzig D-Mark pro Kilo gezahlt. Der Transitfahrer, der als Verkäufer in Hamburg war, hat seinen Anteil auf ein Konto in Hamburg eingezahlt und den Rest dort in DDR-Mark eingetauscht und mitgebracht. Aber frag mich jetzt nicht wer und wie viel Geld noch bekommen hat. Das kannst du dir selber ausrechnen. Es waren jedenfalls einige tausend Mark“ Damit beendete Heinrich seinen Bericht. Gleich danach bereute er schon, dass er Franz so viel erzählt hat.

Als sein Zelleninformant ihm Bericht erstattete war Major Senftleben hochofregt. Jetzt war klar, wie viel Gold insgesamt geklaut und wie viel geschmuggelt wurde. Wichtig war auch zu wissen, wer wie viel Geld erhalten hat. Den größten Anteil bekam Köhler und der hat davon im letzten Jahr recht gut gelebt. Aber alles kann der noch nicht verprasst haben. Also muss es noch ein Versteck geben, über das Köhler bisher nichts ausgesagt hat. Obwohl diese Informationen von Franz nur inoffiziell und damit vor Gericht nicht verwendbar sind, wird Heinrich Franz nichts anderes übrig bleiben, als dazu ausführlich auszusagen. Sofort, als Senftleben wieder allein in seinem Zimmer war, rief er Schulz zu sich. Ohne zu sagen, woher er die Informationen hatte, konfrontierte er Schulz damit. Der überlegte nicht lange und reagierte „da hat Dir wohl ein „Engelchen“ etwas geflüstert?“ Sein Referatsleiter grinste und gab zurück, „da siehst Du wieder einmal, wie wichtig ein ZI ist!

Jetzt darfst Du so lange nicht locker lassen, bis der Franz alles zu Protokoll gegeben hat!“ Das ist doch selbstverständlich“ konterte Schulz und dachte, „dieses Arschloch, lässt sich von einem ZI berichten und denkt, er ist der Größte.“ Sein Ehrgeiz war jedenfalls angestachelt. Jetzt wird er sich Heinrich zur Brust nehmen und das Ermittlungsverfahren wasserdicht machen. Doch zuvor wollte er in aller Ruhe einen Vernehmungssplan erstellen, der alle Fragen im Detail beinhaltet. Senftleben sollte aber erst das Beschuldigtenprotokoll bekommen, wenn ein ausführliches Geständnis protokolliert ist.

Franz hatte als Dank für seinen Bericht ein Sonderessen, Bratkartoffeln mit Spiegelei, von Senftleben bekommen.

Er durfte auch in einem gesonderten Raum zwei Stunden Fernsehen. Das hob natürlich seine Stimmung. Dazu kam, dass er seiner Frau zusätzlich einen Brief schreiben konnte. In der Hoffnung, wieder einmal derartige „Vergünstigungen zu erhalten, nahm er sich vor, noch mehr aus Heinrich

heraus zu holen. Zumindest wollte er ihn überreden, ein Geständnis abzulegen.

Schulz machte es Heinrich relativ einfach dabei. Heinrich bekam zuerst die Aussagen von Rolf zu lesen und danach die von Köhler. Damit war das Eis gebrochen. Es machte keinen Sinn mehr, die Einzelheiten zu verschweigen. Er beantwortete alle Fragen seines Vernehmers und war froh, es hinter sich zu haben. Schulz konnte sich zum Schluss nicht verkneifen zu sagen,

„Sie waren ja besser, als der von >August dem Starken< gefangen gehaltenen Erfinder des >Meißner Porzellan<, denn der sollte auch Gold herstellen, was ihm aber nicht gelang. Ihnen ist es jedenfalls gelungen. Jetzt konnte sogar Heinrich wieder lachen.

Ehe Schulz den Schlussbericht zu diesem Verfahren schreiben und dem Staatsanwalt zur Anklageerhebung übergeben konnte, vergingen noch einige Wochen. Erst mussten alle Beschuldigten die Aussagen ihrer ehemaligen „Geschäftspartner“ zur Kenntnis erhalten und bestätigen.

Heinrich bekam zwar drei Wochen nach seiner Inhaftierung den ersten Besuch von seinem Rechtsanwalt, aber der machte ihm nur wenig Hoffnung. Er erklärte ihm, dass die Aussagen seiner Mitbeschuldigten so eindeutig sind, dass es keinen Sinn macht, weiter zu leugnen. Er könne nur beim Gericht um ein mildes Urteil bitten. Der Wert des gestohlenen Goldes betrug letztendlich 1,6 Millionen Mark der DDR, wovon Heinrich einen Anteil im Wert von vierhunderttausend Mark sich angeeignet hat. Dazu kam noch das verkaufte Silber. Wie der Anwalt voraussagte, hatte er mit einer Strafe von zehn bis zwölf Jahren zu rechnen. Da war Heinrich erst einmal schockiert. Er brauchte lange, um diese Auskunft zu verdauen. Greta gegenüber machte er bei ihren monatlichen Besuchen keine Andeutungen. Er hoffte nur, dass er bei guter Führung nach der Hälfte der Zeit auf Bewährung entlassen wird.

Bis zur Verhandlung sollten noch drei weitere Monate vergehen. Heinrich und seine Mitbeschuldigten bekamen in dieser Zeit einmal wöchentlich Post und durften einen Brief pro Woche schreiben. Besuche fanden einmal im Monat für eine Stunde statt. Die Tage vergingen langsamer, da es außer der Freistunde im „Löwenkäfig“ keine Abwechslung gab. Diese „Löwenkäfige“, wie Heinrich diese Freistundenzellen nannte, waren Betonmauern von fünf mal vier Meter, über die Maschendraht gespannt war. Heinrich hatte sein Gehör soweit trainiert, dass er am Schrittempo der „Schließer“ erkennen konnte, ob der Schließer zu seiner Zelle kommt oder nicht. Es kam zirka aller drei bis fünf Wochen vor, dass die Mitinsassen wechselten. Entweder wurde er in eine andere Zelle verlegt oder er bekam einen neuen „Zellengenossen“. So bekam er immer neue Informationen, von anderen oder über andere Inhaftierte. Auch sein Geruchssinn war immer stärker ausgeprägt. Wenn er einen neuen Mitinsassen in die Zelle bekam, schockierte er die meisten damit, dass er schon nach dem Frühstück am Geruch erkennen konnte, was es für ein Mittagessen gibt. Froh war Heinrich immer, wenn sein Partner Schach spielte. Dann wurde von Früh bis zum

Abend gespielt. Das hielt den Geist frisch. Was von der Zeitung, die es jeden Tag nach der Freistunde gab, nicht sagen konnte. Es war das „Neue Deutschland“ oder die „Sächsische Zeitung“. Beides Blätter, die von der SED heraus gegeben wurden.

Acht Monate waren seit der Inhaftierung vergangen, als Heinrich und seine ehemalige „Geschäftspartner“ die Anklageschrift vorgelegt bekamen.

Obwohl der darin aufgeführte Sachverhalt richtig war, enthielt sie einige scharfe Formulierungen, die nichts Gutes für die Verhandlung ahnen ließen. Der Rechtsanwalt versuchte zwar Heinrich die Angst etwas zu nehmen, aber als er so nüchtern die Fakten aneinandergereiht las, wurde ihm doch bewusst, wie die ganze Geschichte strafrechtlich gesehen wird. Mehr als eine halbe Million, war schon kein Pappenstiel. Verschärfend kam noch dazu, dass es ein Gruppendelikt ist und das Ganze vom Staatsanwalt als Diebstahl von Volkseigentum gesehen wird. Ihm blieb nur zu hoffen, dass der Rechtsanwalt in der Lage ist, seinen Anteil so klein wie möglich zu reden.

Greta brachte beim letzten Besuch einen Anzug für die Verhandlung mit. Bei der Anprobe musste er feststellen, dass der mittlerweile zu groß geworden ist. Jacke und Hose schlotterten um seinen Körper und offenbarten die zehn Kilo, die er während der Haftzeit abgenommen hat. Nicht, dass er zu wenig zu Essen bekam, es war mehr die magere Kost, mit weniger Fett und ohne Bier, die die Fettpolster schmelzen ließen. Die ständige psychische Anspannung bei den Vernehmungen und den doch recht einsamen Stunden in der Zelle und die Angst vor der Zukunft, gingen nicht spurlos an ihm vorüber. Greta fragte bei jedem ihrer Besuche, ob er auch genügend zu Essen bekommt. Es gab auch Mitinsassen, die während der Haft an Gewicht zugenommen haben.

Einigen machte die Haft nicht viel aus. Entweder weil sie überzeugt waren, bald in den Westen abgeschoben zu werden oder sie waren so genannte „Berufsganoven“, die sich in den Haftanstalten wohl fühlten. So mancher von ihnen bezichtigte sich selbst Straftaten mit politischem Charakter begangen zu haben, um weg vom Gefängnis der Kripo zu kommen und bei der Stasi einzusitzen, weil das Essen besser war oder sie sich als Spitzel anboten. Manche schrieben erst in der Haft Anträge zur Ausreise in die BRD und drohten, diese mit Gewalt durchzusetzen. Ein richtiger, ausgesprochener „Staatsfeind“, der das politische System in der DDR verändern wollte, ist ihm während seiner Haft bei der Stasi nicht begegnet. In einem Fall wurde ein Häftling in seine Zelle verlegt, der ein Buch geschrieben hatte, das von keinem Verlag angenommen wurde. Da schrieb er ein neues Buch, Das beinhaltetete nur Negatives über den Sozialismus und die DDR. Dieses Buch gab er einem Journalisten aus der BRD mit, der es dort veröffentlichte. So wurde er auf diesem Wege als Schriftsteller bekannt und für die Stasi interessant. Ansonsten machte Heinrich nur mit Häftlingen Bekanntschaft, die entweder durch Briefe ihre Ausreise durchsetzen wollten oder versuchten über die grüne Grenze in der CSSR, Ungarn, Rumänien oder Bulgarien zu gelangen und dort geschnappt wurden. Die wenigsten hatten

es an der Berliner Mauer oder an anderen Stellen in der DDR versucht. Da konnte Heinrich nicht mitreden.

Er war ein Krimineller, der mit Komplizen Gold stahl und es über die Grenze schmuggelte. Politische Dinge haben ihn nie interessiert. Er wollte einfach noch reicher werden, als er durch sein Erbe, seine Briefmarken und Münzen schon war. Obwohl er zu dieser Einsicht schon zu Beginn seiner Haftzeit gekommen ist, würde er diese so gegenüber niemandem zugeben.

Einen Tag vor der Verhandlung erhielt Heinrich Besuch von Staatsanwalt Krüger. Als dieser plötzlich in einem der Vernehmungszimmer vor ihm stand, bekam er einen mächtigen Schreck. Doch das lies er sich nicht anmerken und scherzte sogar „Nanu, Herr Staatsanwalt, ich denke wir sehen uns morgen erst oder wollen Sie mich schon heute gehen lassen?“ Krüger ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen und entgegnete, „Ich wollte mich nur überzeugen, dass Sie gesund und guter Dinge sind und das sind Sie scheinbar, sonst wären Sie nicht zu solchen Scherzen aufgelegt. Aber Spaß bei Seite, ich wollte mich eigentlich nur kurz mit Ihnen unterhalten. Sie haben die Anklageschrift gelesen und können mir bestimmt heute schon sagen, ob Sie die darin erhobenen Beschuldigungen so anerkennen? Für das Gericht wird es wichtig sein zu wissen, ob ein Angeklagter einsichtig ist oder nicht. Und ich muss schließlich ein Strafmaß beantragen, das auch den Willen und die Einsicht zur Wiedergutmachung beinhalten soll. Das ist ja auch in Ihrem Sinne, oder?“ Heinrich gab sich zerknirscht, weshalb er antwortete, „So, wie Sie alles gewertet haben, müsste ich ja die Todesstrafe bekommen. Die Fakten in der Anklageschrift stimmen ja alle, aber dass ich der Drahtzieher der ganzen Geschichte sein soll, das schmeckt mir überhaupt nicht. Ich sehe ein, dass ich das Gold aus dem Pulver hergestellt und den Schmuggel organisiert habe.“

Doch ich persönlich habe meinen Anteil an dem Gold nicht verprasst, so, wie das Köhler getan haben will. Der kam doch schließlich zu mir und hat mich zu der ganzen Sache überredet. Ich hätte das doch gar nicht nötig gehabt. Ich sehe aber ein, dass erst durch mich der Goldschmuggel möglich wurde und ich den Kraftfahrer angestiftet habe. Dafür stehe ich auch gerade.“ Aber vergessen Sie dabei den Silberschmuggel und die anderen Zollvergehen nicht. Staatsanwalt Krüger stand von dem Stuhl hinter dem Schreibtisch auf, klappte sein Notizbuch zu und schaute Heinrich ins Gesicht, ehe er antwortete, „Das ist doch ein Wort, Herr Franz, wenn Sie so zu Ihrer Schuld stehen, dann wird es morgen für Sie nicht die Todesstrafe geben. Heinrich stand ebenfalls auf, ehe er antwortete, „Lebenslänglich ist auch zu viel.“ Staatsanwalt Krüger gab dem Schließer ein Zeichen, dass Heinrich wieder in seine Zelle gebracht werden kann. Doch zuvor verabschiedete er sich mit den Worten „Dann bis morgen, Herr Franz.“

Aus dem gleichen Grund, weshalb Staatsanwalt Krüger mit Heinrich sprach, ließ er sich auch Köhler und Rolf nacheinander vorführen,

Rolf reagierte kurz und knapp auf die Fragen des Staatsanwaltes. Er bereute seinen Anteil an der ganzen Geschichte und wollte mit seinen

Aussagen alles wieder gut machen. Doch das ist nicht so einfach, wie ihm Krüger sagte. Fast sein ganzer Erlös aus seiner Mittäterschaft liegt auf einem Konto in Hamburg. Wie will er demzufolge den ihm angelasteten Schaden wieder rückgängig machen? An das Geld kommt er ja jetzt nicht mehr heran? Diese Frage konnte Heinrich nicht beantworten. Daraufhin machte der Staatsanwalt Rolf folgenden Vorschlag:

„Wären Sie bereit, einer jetzt noch nicht feststehenden Person, eine von einem Notar zu beglaubigende Vollmacht zu erteilen, mit der dann das von Ihnen in Hamburg eingezahlte Geld abgehoben und anschließend in die DDR gebracht wird?“

Obwohl Rolf bis dahin gehofft hatte, nach der Haft wieder an das Konto in Hamburg herankommen zu können, erklärte er sich, ohne lange überlegen zu müssen, mit dem Vorschlag des Staatsanwaltes einverstanden. Das würde sich auch strafmildernd auswirken, wie Krüger versicherte.

Köhler gab ein ganz anderes Bild ab. Er sah aus, wie ein Häufchen Unglück. Von seiner ehemals stattlichen Figur war nicht mehr viel zu sehen. Das graue Haar war straff nach hinten gekämmt und fiel ihm aber immer wieder ins Gesicht. Mit eingefallenen Wangen und Tränensäcken unter den geröteten Augen saß er vor Staatsanwalt Krüger. Die Frage, wie es ihm geht, unterließ Krüger bei ihm. Bis zu diesem Tag hatte er ausführliche Aussagen gemacht. Das Versteck des Geldes bei seiner Mutter verschwieg er auch nicht, obwohl er sich das fest vorgenommen hatte. Seine Nerven waren nicht die besten. Bis zu dem Tag, wo seine Frau ihm die Trennung mitteilte, war er noch standhaft. Dann brach alles in ihm zusammen. Seine Frau reichte die Scheidung ein und beanspruchte das gemeinsame Grundstück und das Geschäft für sich.

Die Gewerbe genehmigung wurde inzwischen schon auf sie übertragen. Ihm ist somit nichts geblieben. Er fühlte sich jetzt von allen verraten. Ihm war bewusst, dass er eine langjährige Haftstrafe zu erwarten hat. Auch von ihm wollte Krüger wissen, ob er zu den ihm in der Anklageschrift vorgeworfenen Beschuldigungen steht, oder ob er sich als Opfer von Verrätern sieht. In der Anklageschrift wurde er vom Staatsanwalt als raffgieriger Dieb und Betrüger dargestellt. Vor allem, weil er von den Hunderttausenden seinem Mitbeschuldigten Heinz lediglich zehntausend Mark abgegeben und ihn immer wieder zu neuen Diebstahlhandlungen gedrängt hat. Schluchzend nickte er mit dem Kopf und bestätigte dem Staatsanwalt, dass er bei der Verhandlung zu seiner Schuld stehen will. „Ihm sei sowieso alles egal, da er ja alles verloren habe!“ Krüger empfand kein Mitleid für diesen Mann, der ein so großspuriges Leben in der Vergangenheit führte und selbst vor Betrug an seinen Kunden nicht zurück schreckte.

Der Tag der Verhandlung begann wie jeder andere. Pünktlich sieben Uhr wurde das Frühstück durch die Zellenklappe gereicht. Heinrich bekam keinen Bissen herunter. Ein Becher Malzkaffee war alles, was er an diesem Morgen zu sich nahm. Dann wurde er auch schon aus der Zelle geholt und in einen Ankleideraum gebracht. In seinem dunklen Anzug und einem

hellblauen Hemd fühlte er sich als ganz anderer Mensch. „Wenn er den wieder auszieht, dann weiß er, wie viel Jahre er die Häftlingskleidung tragen muss“ dachte er in diesem Moment.

In dem ihm schon bekannten Transporter wurde er in Handschellen zum Bezirksgericht gefahren. Während der Fahrt dorthin hörte er in der Nachbarzelle ein tiefes Schnaufen, als wenn jemand schlecht Luft bekam. Da versuchte er im Flüsterton Kontakt aufzunehmen. „Günter, bist Du es?“ „Ja, aber mit Dir Verräter rede ich nicht mehr.“ Hörte Heinrich Köhlers Stimme. Da rief auch schon der Begleitposten „Ruhe, hier wird nicht gesprochen!“

Das Gericht befand sich in einem alten Sandsteingebäude, das am Ende des neunzehnten Jahrhundert erbaut wurde. Rechts neben dem Haupteingang steht eine überlebensgroße Skulptur von Justitia, mit Augenbinde und einer Waage in der rechten Hand. Wie viel Urteile mögen hier gesprochen worden sein, die das Leben der Verurteilten völlig verändert haben? Heinrich und seine Mitangeklagten bekamen Justitia jedoch nicht zu sehen. Der Transporter fuhr mit ihnen durch den Hintereingang, mit einem doppelten Eisengitter, dass auch sofort wieder geschlossen wurde. Einzeln führte man die Häftlinge in Begleitung bewaffneter Wachtposten in die dritte Etage geführt, auf der sich mehrere Zellen befanden, die denen in der Haftanstalt ähnelten. Hier mussten die Angeklagten bis zum Beginn der Verhandlung warten.

Heinrich ging nur ein Gedanke durch den Kopf, „welche Strafe werde ich bekommen?“ Die Verhandlung war öffentlich. Als einziger Zuhörer saß Greta im Gerichtssaal, der mindestens für einhundert Personen Platz bot.

Vor der hohen Eingangstür wurden den Angeklagten die Handschellen abgenommen. An der Stirnseite des großen Saales waren die mit Buchenholz eingefassten, auf einem Podeste stehenden Plätze des Gerichts. Links davon, die der Angeklagten und ihnen gegenüber nahm der Staatsanwalt Platz. Vor den Angeklagten saßen ihre Rechtsanwälte. Wie bei jeder Verhandlung, betrat das Gericht, bestehend aus dem Vorsitzenden Richter und zwei Schöffen, die links und rechts von ihm saßen, zuletzt den Saal. Nach der Vorstellung des Gerichts wurden die Angeklagten nach ihren Personalien gefragt. Anschließend verlas Staatsanwalt Krüger die Anklage. Als Beweismittel lagen dem Gericht die Aussagen der Angeklagten sowie Fotos der im Verfahren beschlagnahmten Gegenstände vor. Der Richter schien auch sehr aufgeregt zu sein, denn er blätterte ständig in den vor ihm liegenden Akten.

Der erste Teil der Verhandlung bestand ausschließlich in der Vernehmung der Angeklagten zu ihren Lebensläufen.

Als Heinrich über seine Arbeit als Versicherungsvertreter aussagen musste, stellte der Staatsanwalt einige Zwischenfragen. Er wollte von Heinrich unbedingt hören, dass er seine Arbeit dazu nutzte, um über seine Kunden billig an Münzen, Briefmarken oder Antiquitäten heran zu kommen. Diesen

Gefallen tat Heinrich ihm aber nicht. Als Krüger ihn direkt danach fragte bestritt er das heftig.

Köhler kam in dieser Hinsicht nicht so einfach davon. Weinerlich, wie er bei seinen Aussagen vor dem Richter stand, gab er unumwunden zu, dass er seine Kunden, insbesondere beim Ankauf von Edelmetall, nicht selten betrog. Das wollte der Staatsanwalt hören. Heinrich hatte das Gefühl, dass Krüger auf Köhler besonders „sauer“ war. Nach der Mittagspause von einer Stunde, wurde die Verhandlung mit der Beweisaufnahme fortgesetzt.

Es gab kein drum herum Reden mehr. Jetzt kam alles auf den Tisch. Jede Einzelheit wollte der Staatsanwalt wissen. Er ließ keine Einzelheit aus. Greta kam am Ende zu der Überzeugung, dass Heinrich der Haupttäter war und alles „eingefädelt“ hat und Köhler der Gierigere von beiden ist. Wenn das Gericht genau so unbarmherzig, wie der Staatsanwalt ist, dann wird sie ihren Heinrich viele Jahre im Gefängnis besuchen müssen. Sie schreckte erst aus ihren Gedanken hoch, als Staatsanwalt Krüger die Strafe beantragte.

Nach seinem Willen sollten Heinrich und Köhler für je acht Jahre und Rolf fünf Jahre ins Gefängnis.

Die Rechtsanwälte versuchten mit abschwächenden Worten das Gericht milder zu stimmen. Heinrichs Anwalt behauptete sogar, dass sein Mandant nicht aus Gier sondern aus reiner Freude am Risiko seine Straftaten begangen hat. Darüber lächelte sogar Heinrich selbst. Er wusste am besten, dass es das Gefühl am Besitz und am Reichtum war, das ihn alle Vorsicht und jedes Risiko hat vergessen lassen.

Es war schon später Nachmittag, als der Richter den Termin der Urteilsverkündung auf elf Uhr des nächsten Tages festlegte. Jetzt war die Anspannung für die drei Angeklagten noch größer. Sie hatten wieder eine Nacht voller Ungewissheit und Angst vor sich.

Greta verließ als erste den Gerichtssaal, stellte sich im Flur direkt neben die Tür und wartete, bis Heinrich plötzlich neben ihr stand. Da ihm noch keine Handschellen angelegt waren, konnte er sie ungehindert in die Arme schließen. Ehe er sie wieder los ließ, flüsterte sie ihm ins Ohr „Ich werde immer auf dich warten, egal, wie lange es dauert.“

Dann war auch das vorbei und er konnte seine Tränen nicht mehr zurück halten. So richtig kam er erst wieder in der Haftanstalt zu sich, verspürte auch jetzt keinen Hunger und lag fast die ganze Nacht wach auf seiner Pritsche. Erst in den Morgenstunden übermannte ihn der Schlaf.

Wie jeden Tag wurden die Insassen der Haftanstalt durch das laute Krachen der Zellentüren und dem Gebrüll des Wachpersonals geweckt. Mit einem Ruck sprang Heinrich von seinem Bett und verspürte sogar Hunger. Nach dem Frühstück wurde er wieder der gleichen Prozedur unterzogen. Anzug anziehen, Handschellen, Transporter und Zelle im Gerichtsgebäude. Das ließ er alles wie mechanisch über sich ergehen. Dann der Weg in den Gerichtssaal. Alles, wie am Vortag. Der Rechtsanwalt gab Heinrich zur

Begrüßung die Hand. Seine Mitangeklagten nahm Heinrich gar nicht richtig wahr. Der Richter und die zwei Schöffen, die in der Verhandlung nicht einmal den Mund auf gemacht haben, betraten den Saal und blieben stehen. Wie in so manchem Film lief die Urteilsverkündung ab. Zuerst verlas der Richter das Urteil.

„Sieben Jahre und acht Monate Freiheitsstrafe für Heinrich Franz und Günter Köhler sowie vier Jahre und acht Monate Freiheitsstrafe für Rolf Müller“

„Acht Monate dauerte inzwischen schon die Untersuchungshaft. Somit verblieben noch sieben Jahre und wenn ich mich gut führe, komme ich vielleicht schon in dreieinhalb Jahren wieder in Freiheit,“ rechnete Heinrich sich seine Zukunft schnell aus. Ob es so wird und wie unbeschadet er diese Zeit im Strafvollzug übersteht, das konnte an diesem Tag ihm keiner sagen.

Goldrausch

Eine kuriose Kriminalgeschichte aus DDR-Zeiten

von Klaus Forker
Berlin 2010